

# Baltische Monatschrift.

Herausgegeben

von

**Arnold v. Tiedöhl**

unter Mitwirkung von Dr. A. Bergengrün, Baron C. v. d. Brüggem, Prof. Dr. C. Dehio, S. Diederichs, Prof. Dr. J. Engelmann, Prof. Dr. C. Erdmann, G. v. Glasenapp, Dr. C. v. Nottbeck, A. Tobien u. A.

---

## Inhalt:

- Beziehungen Livlands und Kurlands zum Philanthropin in Dessau. Von D. Franke . . . . . 111
- Ein noch ungedruckter Brief Immanuel Kants an Christian Heinrich Wolke. Herausgegeben von Prof. Dr. L. v. Schröder . . . . . 138
- Aus einer Denkschrift des Professors Georg Friedrich Parrot an den Kaiser Nikolai I. . . . . 146
- Politische Korrespondenz . . . . . 152
- Beilage:** Das Recht der Lords von Kingsale. Ballade von L. v. Schröder.
- Der alte Starck. Erzählung von Alexander Fehrn. v. Mengden.
- Kunstabriefe. VI. Von J. Norden.
- Litterarische Umschau. Von H. D.

---

Abonnements werden von allen Buchhandlungen und von der Expedition der „Balt. Mon.“ (Miga, Moskauer Str. 124) entgegengenommen.

**Preis jährlich 8 Rbl., über die Post 9 Rbl.**

---

Reval.

Franz Kluge.

1896.

PL 472



ENSV  
Riiklik Avalik  
Raamatukogu

## Beziehungen Anhalts und Dessaus zum Philanthropin in Dessau.

Von D. Franke in Zerbst.

Tief in das Mittelalter hinein reicht die Geschichte der Anhalter. Dessau, die Hauptstadt der Herzöge von Anhalt, in denen das erlauchte Geschlecht noch heute blüht, gewann in der weiten Welt erst im vorigen Jahrhundert einen Namen. Die Kriegsthaten des Fürsten Leopold, des alten Dessauers, und seine Verdienste um die preussische Infanterie strahlten auf seine Heimath zurück, und im Zeitalter der Aufklärung verlieh sein Enkel, Fürst Leopold Friedrich Franz — Vater Franz heißt er im Volksmunde — der Stadt und ihrer Umgebung selbst Anziehungskraft. Schloß und Park Wörlitz, der große Landsitz, an dem er Jahrzehnte lang schuf, fanden bei den Zeitgenossen Bewunderung und Nachahmung. Seine landesväterliche Fürsorge für die Volksbildung führte im Jahre 1771 zu der Berufung Joh. Bernh. Basedow's, des Vorkämpfers für eine allgemeine Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens, — ein Entschluß, der Dessau zum Schauplatz einer der interessantesten Episoden in der Geschichte der Pädagogik machte.

Vom Zeitgeiste getragen und vielverheißend umfaßte Basedow's Reformprogramm Principien und Forderungen größter Tragweite. Er verspricht ja nicht nur für die alten zeitraubenden, lusttödtenden Lehrmethoden neue — die intuitive, welche die Vorstellung aus der sinnlichen Anschauung des Gegenstandes oder seines Bildes zu erzeugen sucht, lehrreiche Spiele und Unterhaltungen, das Erlernen der fremden Sprachen durch mündlichen Gebrauch gleich

der Muttersprache, — er wollte nicht nur im Unterrichte Realkenntnisse vor der Sprachkenntniß, Denkübungen vor den Gedächtnißübungen, Schärfung des Verstandes vor der Befruchtung der Phantasie bevorzugt wissen. Basedow's Schule wollte in höherem Grade Erziehungs- als Unterrichtsanstalt sein, und die Erziehung sollte, um glückliche und nützliche Mitglieder der Gesellschaft heranzubilden, planmäßig betrieben werden, der menschlichen Natur entsprechen und sich nach den Erfordernissen des wirklichen Lebens richten; daher er unter die Erziehungsaufgaben auch die Gymnastik des Körpers aufnahm, ja selbst eine Vorbereitung auf die Entbehrungen des Lebens und die Anleitung zu Handarbeiten und den geselligen Formen und Künsten für nöthig hielt. In Bezug auf die Stellung der Schule zu Staat und Kirche aber vertrat er mit Nachdruck den Gedanken, daß sie ein weltliches Institut unter staatlicher Oberaufsicht sein müsse, confessionslos, nicht religionslos, eine Pflanzstätte der Vaterlandsliebe und einer allgemeinen natürlichen Religion.

Kein Wunder, wenn diesem Programm gegenüber die kirchliche Orthodoxie und einseitige Verehrer der Schultradition sich ablehnend verhielten und auch mancher freier denkende Kopf Bedenken hatte. In wie weiten Kreisen aber das Bedürfniß der Reform empfunden wurde und Basedow Vertrauen genoß, das beweist das Entgegenkommen des Publikums, als er es um Rath und Geld zur Herstellung des ersten der großen Mittel bat, die seinen Theorien den Weg in die Praxis bahnen sollten. Das geistige Hauptrüstzeug für die neue Erziehungs- und Unterrichtskunst sein Elementarwerk, das den ganzen für den Zögling nöthigen elementaren Wissensstoff enthielt, kam zu Stande unter den wohlwollenden Rathschlägen angesehenen Männer und mit Hilfe freiwilliger Geldbeiträge aus den verschiedensten Ständen und Ländern.

Einen durchschlagenden Erfolg erhoffte Basedow erst von der Gründung eines *M u s t e r s e m i n a r s*, in welchem er die Ausführllichkeit und die Vorzüge seines neuen Systems deutlich vor Augen führen und durch Ausbildung geeigneter Lehrer für dasselbe Schule machen konnte. Am liebsten hätte der ungeduldige Mann dieses schwerere Werk mit einem Zauberstrich in's Leben

gerufen. Aber wer die seltsamen Entwürfe zu diesem Seminare im Anhang der Schrift *Agathokrator* und in anderen Publikationen liest, wird begreifen, warum Kosmopoliten und Menschenfreunde das geforderte Anlagekapital von 22,000 Thalern ihm nicht zur Verfügung stellten. Er mußte sich zu kleinen Anfängen entschließen. Nach der bekannten Rheinreise, auf der Goethe und Lavater sein Bild festgehalten haben, am 27. Decembar 1774 eröffnete er unter dem Namen *Philanthropin* und als ein „Fideicommiß der zerstreuten Menschenfreunde“ zu Dessau ein Erziehungsinstitut für Söhne aus vornehmeren Ständen, das zugleich Lehrerseminar und eine Bildungsstätte für Famulanten, d. h. für Hausbediente sein sollte; denn da in vornehmen Familien die Erziehung oft unter der Unvernunft der Diener litt, wollte er auch in diesem Punkte Wandel schaffen.

Die Geschichte und Einrichtungen des Dessauer Philanthropins, das schon im Jahre 1793 einging, seine Kämpfe ums Dasein, die Veränderungen in der Direktion, dem Lehrplan und der Organisation, die Lehrart und Erziehungsmittel, die Tagesordnung der Zöglinge, ihre Gottesverehrungen, Festlichkeiten, gemeinsamen Reisen, ihre Turnübungen, Gartenarbeit, Tischler- und Drechslerkünste auch nur flüchtig zu betrachten ist hier nicht der Ort. Ein lebendiges Bild der Anstalt und der von ihr angeregten starken Bewegung des Philanthropinismus giebt N. Pinloche in seinem vortrefflichen, wenngleich in der Quellenbenutzung nicht überall vorsichtigen Werke, *La réforme de l'éducation en Allemagne au dix-huitième siècle. Basedow et le philanthropinisme*, Paris 1890.; wie viel Gutes die Folgezeit der ganzen Strömung verdankt, wie viel Irrthum und Verkehrtheit sie verworfen hat, lehrt die Geschichte der Pädagogik.

Die Mutteranstalt zu Dessau blühte auf, nachdem sie vor mehr als hundert auswärtigen Gästen in einem großen öffentlichen *Gymnasion* (im Mai 1786) Zeugniß ihres Geistes und der Leistungsfähigkeit ihrer Methoden abgelegt hatte und außer Basedows Berichte (im 2. Stück des Philanthropischen Archivs. Dessau. 1776) neben einzelnen Stimmen des Mißtrauens sehr günstige Urtheile vertrauenswerther Männer, wie z. B. des Domherrn von Rochow in die Oeffentlichkeit gelangt waren. Seitdem

richteten sich, es ist nicht zu viel gesagt, Jahre hindurch die Augen der Gebildeten in Europa, soweit sie für die Erziehungsfrage Sinn und Verständniß hatten, auf die Entwicklung der Anstalt, welche fort und fort höhere Leistungen auf kürzerem und leichterem Wege und ein glücklicheres Jugendleben verhieß. Um des Philanthropins willen wurde Dessau ein vielbesuchter Ort; wieder liefen reiche Geldgeschenke an Basedow ein, und bald war an Zöglingen auch aus dem Auslande kein Mangel.

Es kamen Philanthropisten — so wurden die Pensionäre genannt — aus Dänemark, Holland, Frankreich, Portugal; vergleichsweise die stärksten Sympathien für die Anstalt waren aber im Osten, in den baltischen Ländern vorhanden. Das ergibt sich schon aus den in den periodischen Druckschriften des Philanthropins veröffentlichten Namensverzeichnissen der Pränumeranten auf diese, der großmüthigen Beförderer und der Zöglinge. Ergänzend tritt diesen Listen und anderen gelegentlichen Nachrichten der jetzt im Herzogl. Friedrichs-Gymnasium zu Dessau aufbewahrte handschriftliche Nachlaß des Philanthropins als Quelle zur Seite, insofern die Rechnungsbücher manche genauere Angabe und der Inhalt der von den Eltern oder ihren Vertretern an die Direktion gerichteten Briefe für das Bild der Bewegung einige vervollständigende Züge und Anhaltspunkte bietet. Sehr reich ist freilich die Ausbeute nicht, und ohne eine Anregung aus Mitau<sup>1)</sup> würde mir die Zusammenstellung von Auszügen zu den folgenden Mittheilungen ferngelegen haben. Möchte das Material zur Ausfüllung dieser oder jener Lücke und als Erinnerung an die Vorfahren wenigstens hier und da nicht ganz unwillkommen sein!

## I.

In der Unterstützung des Philanthropins ging Kurland voran. Der Herzog<sup>2)</sup> spendete bald nach dem erwähnten Examen, im Juli 1776 das ansehnliche Geschenk von 600 Thln., dazu bewogen vielleicht auch durch persönliche Bekanntschaft mit dem Dessauer Fürstenhause. Seinem Beispiele folgte mit einer Geldgabe ein Herr von Dörpfer, „secrétaire de sa Maj. le Roi de Pologne, Seigneur héréditaire des terres Memelhofen à Mitau“. Begeistert schreibt er (b. 30. Jan. 1777): „So wie

vor meiner Abreise nach St. Petersburg das Philanthropinum meine Lieblingsmaterie in Mitau gewesen, so wie es in allen Gesellschaften in St. Petersburg derselbe mir an's Herz gewachsene Gegenstand blieb, so hat es auch bei meiner zufriedenen Zurückkunft in mein Vaterland es zu seyn nicht aufgehört." . . . „Da ich in meinem Cirkel ebenso enthusiastisch auf die Ausführung großer und guter Thaten fürs allgemeine bin und auf kein privat-interesse Rücksicht nehme, so erlauben Sie, meine Herren, die Sie an dem großen Werke zu Dessau arbeiten, mir diesen Stolz meiner Seele mit der Ihrigen für etwas verwandt zu halten . . .“. Wurde nun auch der Anmeldung zweier Söhne des Herrn von R o l d e, Curländisch Hochfürstlichen Landeshauptmanns, die den Brief veranlaßt hatte, keine Folge gegeben, so brachte doch im März der Kammerherr von Thü l e n auf Kiemahlen persönlich zwei Söhne nach Dessau. Seine Zufriedenheit mit ihrer Erziehung zu bezeugen, ließ er der Anstalt ein Jahr später aus dem Vergleiche eines Prozesses 600 Thlr. Albert übermachen — freilich nur laut Obligation, da „wegen des großen Geldmangels in Curland das Geld noch nicht baar hat beigebracht werden können“.<sup>3)</sup>

Diesen hoffnungsweckenden Anfängen entsprachen die weiteren Erfolge in Curland nicht. Zwar bewies in Mitau eine dauernde Theilnahme Frau Char l o t t a v o n d e r R e c k e, die später als Elisa von der Recke so bekannt gewordene Tochter des Kammerherrn von Medem, der gleich dem Herzoge öfter am Dessauer Hofe war; sie selbst scheint durch Ehrmann, den Freund Christoph Kaufmanns, des Kraftapostels, interessirt worden zu sein. Sie sandte regelmäßige Beiträge ein und sammelte Subskribenten auf die pädagogischen Unterhandlungen, die Zeitschrift, die das Philanthropin herausgab. Wohl öffneten sich auch sonst Hände zu Geldgaben und wohlthätigen Pränumerationen, und die Sympathie kam gelegentlich zu überschwänglichem Ausdruck; z. B. spricht ein Pastor L a u n i g zu Grobin (d. 6. December 1781) die Hoffnung aus, daß das Philanthropin auch sein Kind würdigen werde, „daß es das Glück unseres Säculi an der Quelle genießen möge“. Aber der weitentfernten kostspieligen Anstalt Kinder zu übergeben, entschlossen sich nur noch der Hofrath S t e g m a n n in Libau,

welcher den Sohn selbst nach Dessau führte, und ein Herr D. G. v. d. H o w e n auf Neu-Bergfried, der von Mitau her sein Bündel dem Philanthropin überwies.

Auf die übrigen inzwischen mit Rußland vereinigten Landestheile des Königreichs Polen, in denen die deutsche Nationalität nur schwach vertreten war, übte das Institut geringe Anziehungskraft aus. Von den Zöglingen, die dorthier kamen<sup>4)</sup>, trägt einer, von M o d s z l e w s k i, einen polnischen Namen; von M s c h und von S c h r o e d e r, beide deutscher Abstammung, traten erst im Jahre 1787 ein, zu einer Zeit, da in den Ostseeprovinzen das Interesse an dem Philanthropin fast erstorben war.

## II.

Der lebendigsten Theilnahme erfreute sich unsere Anstalt seitens der deutschen Livländer: die Gesamtsumme ihrer Beiträge blieb nur hinter dem großen Zuschuß des Fürsten Franz, des Landes- und Schutzherrn, zurück, und die Philanthropisten aus Livland machten mehr als ein Sechstel der Gesamtzahl aus. Vermuthlich hat dort, wo Unterricht und Erziehung wie in anderen Staaten der Reform bedurfte<sup>5)</sup>, zuerst der Buchhändler H a r t k n o c h in Riga — Baselow nennt ihn einmal eine Seltenheit des Buchhandels — die Schriften und Aufrufe des Pädagogen verbreitet und die Aufmerksamkeit auf seine Stiftung gelenkt. Als erster Zögling aus Riga traf — kurz nach den ersten Kurländern — ein junger Baron von S a c k e n in Dessau ein, Nefte des gleichnamigen kaiserl. russischen Ministers zu Kopenhagen, der auch statt der Eltern für ihn mit der Direktion des Philanthropins korrespondirte. Die Seele der Agitation für dasselbe aber wurde der Kaufmann H e i n r i c h S c h i l d e r in Riga; wie es scheint, hatte ihn Joh. Lebrecht Runge mit Begeisterung erfüllt, ein Privatgelehrter und Hofmeister junger Herren von Adel, der von Berlin aus öfter nach Riga kam.

Schilder übergab im März 1778 seinen Sohn Michael dem Philanthropin. Das weltbürgerliche Institut machte den günstigsten Eindruck, so daß er schon auf der Rückreise ihm wiederholt seine Zufriedenheit und die Absicht zu erkennen gab, seinen Ruf zu verbreiten, wo und wie es nur möglich sei; und von Riga schrieb

er an Prof. Wolke, den Vicekurator und baldigen Nachfolger Basedow's in der Direktion, am 14./25. April: „Auf meiner Reise habe ich hie und da manchen Ungläubigen an dem Guten Ihres Institutes glücklicherweise bekehrt . . . Mit Freuden bemerke ich, daß in meinem Vaterlande das Vertrauen täglich zunimmt; vielleicht sehen Sie bald davon die guten Wirkungen. — Das Befragen und Erkundigen nach diesem und jenem hat fast kein Ende, so daß ich in Antworten zuweilen verstumme, denn ich bin wahrhaftig nicht geschickt die Vortrefflichkeit des Institutes im rechten Lichte vorzutragen. Demohngeachtet aber finde ich doch beym unparteyischen und vernünftigen Theile Glauben. — Was mir am mehresten verlegen macht, sind die Fragen, wie weit die älteren Philanthropisten in Wissenschaften und höheren Kenntnissen wären: frächement muß ich hierauf gestehen, daß ich davon nicht urtheilen kann, einerseits weil ich es nicht verstehe, anderentheils weil ich hauptsächlich auf die moralische Erziehung der Jugend mein Augenmerk gerichtet hatte und endlich die Zeit meines Aufenthaltes zu kurz gewesen, um von ersteren recht genau Kenntnisse zu erhalten. — Aus der Beilage werden Sie ersehen, wie philanthropisch man hier denkt: man hat aus meinem Briefe an meine Frau einen Auszug gemacht und ihn dem Publico mitgetheilt.“

Schilder war kein hochgebildeter Mann, aber der rührigste und glücklichste Agent. Er bekämpfte die gegen dasselbe bestehenden Vorurtheile, er warb in seinem Verwandten- und Bekanntenkreise wie durch die Rigaer Presse, durch die er Artikel Wolke's oder einheimischer Freunde veröffentlichte, um Zöglinge, Subskribenten, Geldbeiträge und Geschenke anderer Art. Wenn im Jahre 1778 außer seinem Sohne sechs junge Livländer, im nächsten wieder sechs, im Jahre 1780 gar neun in das Philanthropin eintraten, so war dies ein schöner Erfolg und das Lob Schilder's im 3. Jahrgang des Pädagogischen Journals wohlverdient. Natürlich gebührte der Dank nicht ihm ausschließlich, und den Ruhm, seinen Landsleuten den Weg nach Dessau gezeigt zu haben, beanspruchte er für sich, ohne sich zu verhehlen, wie wirksam das Beispiel hochgestellter Männer wie des Grafen von Manteuffel beim Landesadel war. Dieser stellte ein größeres

Kontingent als der wohlhabende Bürgerstand. Von Adel kamen außer von Sacken und zwei Grafen Mantouffel zwei von Rönne, ein Baron von Mengden, von Zimmermann, von Helmersen, von Meiners, von Ceumern, zwei Freiherren von Igelstrohm, ein Graf Sievers, drei von Schwengelm, zwei von Korff, aus dem Bürgerstande drei Söhne Schilder's, zwei Berens, zwei Dahl, je ein Zuckerbecker, Grave und Thiringk.<sup>6)</sup>

Als Vertreter des Instituts für Livland und die Nachbarschaft bevollmächtigt, die Anmeldung von Zöglingen anzunehmen und, falls Plätze frei waren oder frei zu werden versprochen, sie oder die Anwartschaft zu vergeben, bildete sich Schilder die Praxis aus, die Eltern der künftigen Philanthropisten bei Aushändigung des Garantiescheines um ein Geldgeschenk für das Institut anzugehen, ihnen „eine Contribution aufzuerlegen“. Diese Spenden beliefen sich oft ziemlich hoch, nicht nur, daß das vorschristmäßige Eintrittsgeld von 20 Thalern doppelt gezahlt wurde, und einzelne Väter wiederholten sie Jahre hindurch.

Auch seitens der Freimaurer in Riga wünschte Schilder eine Bethätigung zum Besten des Philanthropins. „Eine Reise Stoevers [des Stadtsecretärs]“, schreibt er im November 1779, wäre sehr vortheilhaft und würde den Willen zum Geben wieder wecken, besonders in der hiesigen Freimaurerloge Apollo. Hier giebt es zwei Logen von verschiedenen Secten. Die authenticité, welche die echte, kann ich hier nicht detailliren, noch selbst bestimmen. Diese hier ist von der Zinnendorfschen Secte, und der anderen Zum Schwert ist der Prinz Ferdinand Großmeister. Beide haben für das Philanthropin noch nichts gethan. Könnten Sie nicht veranlassen, daß eine mit der Zum Schwert verschwisterte Loge an diese schriebe und zu ähnlicher Wohlthätigkeit als die Logen in Hamburg aufforderte? Dann würde die andere aus Ehrtrieb nachfolgen! Ich bin neutral, obgleich alter Ordensbruder“. Es blieb bei dem guten Willen der Logen, einmal ansehnlich zu schenken (Br. vom 18. Jan. 1780.)

Außer Geldgeschenken gingen dem Institute durch Schilder auch andere Gaben zu: vom General von Rönne, als er zur

Armee nach Polen ging, eine beim letzten türkischen Frieden geschlagene goldene Medaille (von 20—25 Ducaten an Gewicht), Okt. 1778; vom cand. Heerwagen, Hofmeister auf Alt-Pebalg, zwei Päcklein Naturalien; vom Kaufmann Eberhard Wewel<sup>7)</sup> in Riga eine reichhaltige Sammlung von Zinnabdrücken der seit Peter d. Gr. in Rußland geschlagenen Medaillen, „vortrefflich geeignet, die jungen Liefländer gesprächsweise mit den merkwürdigen Begebenheiten Rußlands und ihres Vaterlands bekannt zu machen“; hebräische Bücher und Naturalien vom Cand. Heerwagen [identisch mit dem obigen?], Hofmeister des Obersten Voltho von Hohenbach auf Muremoise im Wolmarschen Kirchspiel, dessen Söhnlein aus eigenem Antriebe zwei Thaler für das Philanthropin opferte; von Schilder selbst „les vies des hommes illustres par Plutarque“ und andere Werke, von denen einzelnes in die Bibliothek des Herzogl. Gymnasiums zu Dessau übergegangen ist; von Grave Abbildungen aller russischen Nationen.

An der Subskription auf die Pädagogischen Unterhandlungen<sup>8)</sup>, das Journal für die Erzieher und das Lesebuch für die Jugend, dann auf die Jugendzeitung betheiligte man sich sehr rege. Von den Unterhandlungen verlangte Schilder 100 Exemplare des Jahrgangs 1779, freilich mit dem Bemerkten, für das Exemplar nur noch einen oder einen halben Ducaten fordern zu können, während ihm für den ersten Jahrgang ein oder zwei Ducaten, ein Louis'or, ja 10 bis 15 Rubel gezahlt wären. Dabei wünschte er die wohlthätigen Käufer des ersten Jahrgangs im zweiten nachträglich erwähnt zu sehen, da dies der Eigenliebe so mancher Person schmeichle. Die Lieferung der Unterhandlungen ging durch Schilder auch an Pastor Schroeder in Fellin und Pastor Grot nach St. Petersburg. (Den Vertrieb der „Zeitungen aus der alten Welt“ gab er bald auf, weil „Hartknoch damit im Wege“). Schilder ließ Lesemaschinen kommen, bestellte zum Verständniß des Schauspiels der Welt im Lesebuch für die Jugend ein Planetarium, bezog Crome's Productenkarte von Europa, für deren Anfertigung er selbst Crome Dienste geleistet hatte, in 100 Exemplaren, Wolke's Beschreibung der zum Elementarwerk gehörigen Kupfer in 50 Exemplaren, Wolke's Lieder fröhlicher Gesellschaft und einsamer

Fröhlichkeit, Salzmann's Gottverehrungen, Rust's Clavierstücke, die ihm bei seinem zweiten Besuche Dessaus, als er im Oktober 1780 dem Institute auch die beiden jüngeren Söhne übergab, der Komponist selbst vorgespielt hatte. Von der Schrift Ueber den Nationalcharakter, die von Rochow, der Verfasser, dem Philanthropin zum Verkauf übereignet hatte, gingen ihm 20 Exemplare durch den Hofrath Stegmann in Libau zu.

So war Schilder's Haus der Mittelpunkt für den Verkehr mit dem Philanthropin, Schriftenniederlage, Anmelde- und Auskunftsstelle, dazu Expeditionsgeschäft für die Sendungen, Hauptkasse für die Zahlungen nach Dessau. Auch die Korrespondenz mit der Direktion überließen ihm die Eltern, ein Umstand, der den sonst auffallenden Mangel an Briefen dieser erklärt und welcher die Schilder'schen Schreiben zur Hauptquelle meiner Mittheilungen gemacht hat.

Geldzahlungen wurden durch Anweisungen auf das Berliner Bankhaus Hagen und Kessler, dann einem Wunsche des Institutes gemäß auf den Bankier Frege in Leipzig vermittelt. Die Anweisung erfolgte in Louisd'or, in Ducaten, Sächsischem Courant, Albertusthalern, Rubeln. Der Packettransport ging über Königsberg und Berlin, oft zur See bis Lübeck. Gern wurde für Geld- und Packetsendungen Gelegenheit benutzt und diese oft geboten, wenn Geschäftsleute zur Frühjahrs- oder Herbstmesse nach Leipzig gingen, Hofmeister oder Studirende eine deutsche Universität aufsuchten, Zöglinge vom Vater oder eigenen Hofmeister dem Philanthropin zugeführt wurden u. s. w. Jahrelang bestand ein lebhafter Verkehr mit Dessau, und die mündlichen Berichte der Augenzeugen über das, was sie hier gesehen, über die huldvolle und liebenswürdige Aufnahme, deren sich viele von ihnen auch seitens des Fürstenpaares zu erfreuen hatten, erhöhten das Interesse an der Anstalt<sup>9)</sup>.

Mit welcher Aufmerksamkeit man in der Ferne ihre Entwicklung verfolgte und um ihr Gedeihen bemüht war, lehren viele Stellen der Schilder'schen Briefe, die nicht nur seine Stimmungen und Ansichten wieder spiegeln. In der Aufregung schreibt er (den 23. Jan./3. Febr. 1779): „Muß denn T r a p p dem Rufe des Königs<sup>10)</sup> unwiderstehlich folgen? Wenns aber

Trappen's eigener Wille ist, das Institut wegen Verbesserung äußeren Vermögens zu verlassen, so muß seine Liebe für das Institut sehr kalt sein. Wie sehr wünschen wir, daß Trapp bei dem Institute bleibe! Mancher sagt: wie? wenn die guten Lehrer so bald davon gehen, wie kann die Sache lange bestehen; daraus entsteht allmählich Kaltfinn und Gleichgültigkeit für die Erhaltung des Instituts.“ Gegen Ende des Jahres meldet er: „Das Buch *Spitzbart*<sup>11)</sup> circuliert hier, eine feine Satyre u. s. w. Wir Freunde des Institutes wünschen, daß es sich im Journal äußere — aber nicht in einer ernsthaften Rechtfertigung, böse darf es nicht werden; eine behutsame Vertheidigung — aber kein Still-schweigen!“

Als um dieselbe Zeit die Stelle eines französischen Lehrers neu zu besetzen war, bemühte sich Schilder um die Berufung *Ferdinand Oliviers*, des Hofmeisters bei einem Herrn von *Dettingen*,<sup>12)</sup> eines jungen Mannes „von vortrefflichem Charakter“, und auf seine Empfehlung hin wurde er, trotzdem in der Zwischenzeit seiner Verhandlungen schon ein anderer Ersatz gefunden war, zum Herbst 1780 vom Institut angestellt. Weniger glücklich war seine Bemühung um einen neuen Liturgen, den dasselbe dann in der Person des Theologen *Salzmann* gewann, der später die noch jetzt blühende Anstalt *Schnepfenthal* gründete.

Freudig begrüßte Schilder die Aussicht, den Fürsten *Franz* in *Riga* zu sehen: „Wenn Ihr Fürst nach Rußland reist, haben wir uns also das Vergnügen zu versprechen ihn auch hier zu sehen. Die Rießländer, die jetzt mit Deutschland verbunden sind, freuen sich herzlich auf ihr Glück“ (25. Juni 1780). „Wir erwarten Ihren lieben Fürsten täglich; der Vater von *Grave* behält sich das Vergnügen vor, ihn hier zu logiren“ (22. Juli 1780).<sup>13)</sup>

Im November empfiehlt Schilder einen jungen Engländer, dessen Vater Chef des angesehensten englischen Hauses in *Riga* war, *Herrn Wale*: „Machen Sie ihn mit dem Institute genau bekannt; er geht nach England zu seinem Vater und kann dort nützlich werden.“

Im December flößt ihm die Nachricht von einem größeren Geschenke des Grafen *Sievers* Bedenken ein, ob es ferner noch

rathsam sei, die Beiträge der Livländer mit dem Namen der Geber und ihres Wohnortes in den Unterhandlungen anzuzeigen. „Die Schrift des Herrn Morig<sup>14)</sup> könnte hie und da Beifall finden und in der Folge die Regierung darauf aufmerksam werden“. Die Besorgniß erwies sich als übertrieben. „Morig,“ schreibt er den 3. Februar 1781, „scheint keine Proselyten zu machen.“

Zur Zeit des offenen Bruches zwischen Basedow und Wolke<sup>15)</sup> und da die Institutsausgaben durch die Einnahme nicht gedeckt waren, suchte Schilder — in Folge eines Klagebriefes von Wolke, für den er nicht mit Unrecht Partei nimmt — nach Kräften zu helfen. „Zuvörderst kann ich nicht umhin Ihnen meine Empfindsamkeit auszudrücken über das Leid, so Sie tragen müssen, indem ich eile der Noth des Institutes zum Theil abzuhelpen durch begehende remessa von 2285 Thalern Pensionen und Nebenausgaben (zum Theil mein Vorstoß).“ In nicht völlig begründeter Entrüstung fährt er dann fort: „Verlasse dich nicht auf den Fürsten und große Herren — das erfährt das Institut. Aber wie hat der Fürst seine Gesinnungen so mit einem Male geändert? Da seine Einkünfte durch den Tod des alten Eugen (seines Oheims) so ansehnlich zugenommen, erwartete ich immer die Fortsetzung der Wohlthätigkeit des Fürsten gegen das Institut. Der Markgraf von Baden bezeigt sich auch nicht noble.<sup>16)</sup> Ist das der so gerühmte edle Weltbürger und Menschenfreund? Mir wird ganz bange ums Herze, wenn ich in die Zukunft sehe.“ (30. März 1782). Verfrüht war die Freude, die er Wolke im Juli bezeugt: „Es freut mich sehr, daß Ihr Zwist mit Basedow im Stillen beigelegt wird; es ist die beste partie, die Sie genommen, dem Rathe des würdigen Zollikofer<sup>17)</sup> gefolgt zu haben“. Der Streit erneuerte sich mit verstärkter Heftigkeit; die Livländer standen auf Wolke's Seite. „Herrn Duvriers<sup>18)</sup> relation“, schreibt Schilder den 29. März 1783, „habe ich mit Freuden gelesen, weil Ihre Rechtsschaffenheit darin in helles Licht gesetzt wird, aber gegen Basedow konnte ich meinen Verdruß nicht bergen, so daß ich auf der Stelle sein Porträt, das in meinem Zimmer obenan in schönvergoldetem Rahmen hing, abnahm und für immer in einen entfernten Winkel relegirte. Der böse Mann wird nun wohl seine Rolle ausgespielt haben und seinen Lohn erhalten. Mindestens sollte er

vom Fürsten aus Dessau relegirt werden — zur Ehre des Fürsten und um des Rufes des Institutes willen. Reiches relation<sup>19)</sup> hat uns herzlich divertirt in ihrem lustigen Tone. Ueber die längstverdienten Schläge, die Basedow erhalten, sind wir sehr erfreut, aber es steht zu besorgen, daß der Erlaß dem Institute nachtheilig werde: Basedow muß fort, Ihre Unschuld öffentlich dargethan werden“. Damit nicht genug; im Namen der Liefländer richtet er an die Lehrer die Erklärung: „Verehrte Freunde, Wir Liefländer insgesammt nehmen herzlichen Antheil an dem Kummer, den der gute H. Director Wolke von Basedows Verfahren, des nunmehr entlarvten Heuchlers, gelitten und auch noch leidet. Wir sehen zum voraus, daß Wolke triumphiren wird, aber wir wünschen sehnlichst, zur Erhaltung des guten Rufes des Institutes, 1) daß Basedows Urtheil mit der Relegation von Dessau verbunden sein möge und 2) daß unter autorité Ihres hohen Protektors des durchlauchtigsten Fürsten das Urtheil zur Satisfactio des guten Wolke öffentlich möge gedruckt werden.“

Mit solchen Zeichen des wärmsten Interesses und der Hilfsbereitschaft verbinden sich in Schilders Briefen Vorschläge, Wünsche und auch Beschwerden. Desters legt er dem Institute nahe, über die Zahl von „50 Pensionisten“ hinauszugehen; noch im Februar 1781 glaubt er in der Heimath Hoffnung machen zu können, daß es sich auf 70—75 erweitern werde, „wozu, wie H. Runze mir vor einiger Zeit meldete, Herr von Hochow sehr animirt hätte.“ Gelegentlich weist er auf die Nothwendigkeit einer größeren Anzahl von Lehrern hin, auch auf die Anstellung eines russischen Sprachlehrers: „Bei der Zunahme der liefländischen Zöglinge des Instituts in Anbetracht der Reputation desselben in Liefland wie des Nutzens für die jungen Liefländer, ob sie dem Militair oder dem Kaufmannsstande bestimmt sind, erscheint es nöthig, daß das Institut einen russischen Sprachmeister anschafft. Besonders ist dies ein Wunsch Sr. Exc. des Gen. von Könne. In einem besonderen Ukase wird verlangt, daß alle Canzellisten und Richter in den deutschen Provinzen Rußlands die russische, in den russischen die deutsche Sprache wissen sollen. Wie leicht könnte diese Aufmerksamkeit zu den Ohren der Monarchin kommen, vielleicht würdigte sie das Institut einer neueren Untersuchung

und dann ihrer gnädigsten Protection. — Die Kosten wären zu decken durch Erhöhung der Pension für jeden, der russisch lernen will, um 80 Thlr.; Gehalt 100 Duc. nebst Kost und freier Wohnung! Werde mich eventuell besonders an den Statsrath von Krook wenden“. (April 1779).

Mit gesundem Gefühl rieth Schilder von der Einführung der neuen Orthographie ab. „Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen“, erklärt er Wolke im Februar 1779, „daß mir diese Reformation nicht gefällt, und sollten Sie selbige im Institut einführen wollen, so glaube ich, wird diese Neuerung ihm mehr Schaden als nützen. So gegründete Ursachen Klopstock und andere seines Gleichen auch haben mögen, die jetzige Orthographie zu verdammen, so glaube ich, ist es zu viel gewagt, die einmal eingeführte Schreibart einer Nation umschaffen zu wollen. Ich bin kein Gelehrter, um erhebliche Einwürfe dawider machen zu können, allein mir widersteht diese Neuerung, und ich halte es dem Institute für sehr zu träglich, der alten Gewohnheit zu folgen. Es wird darüber geschrieben werden, wie man geschrieben hat, man wolle im Institute eine neue Religionssecte gründen“. Mit Genugthuung begrüßte es Schilder daher, als Wolke zur alten Rechtschreibung zurückkehrte.

Aber auch Versäumnisse in dem Unterricht und der Erziehung der Kinder und Gleichgiltigkeit gegenüber gerechten Ansprüchen der Eltern hatte Schilder zu rügen. Im December 1779 fordert er eine häufigere Mittheilung der Senatsurtheile über die Zöglinge an die Eltern. Einer Klage über die Inkorrektheiten in den Briefen eines Philanthropisten läßt er (im Juni 1779) allgemeiner gehaltene Vorwürfe folgen: „Die Lehrer müssen auf Reinlichkeit, Ordnung und Einhalten der Briefe mehr Aufmerksamkeit haben. Vom kleinen v. Z. kam ein beschmierter Brief; der kleine v. S. schreibt seinen Eltern die Lehrstunden: „von 8—9 Lesen, von 9—10 französisch, 11—12 gymnastische Uebungen; Donn. und Freit. Tanzen, 12—1 Uhr Essen, 1—2 frei, 2—3 schreiben, 3—5<sup>1</sup>/<sub>2</sub> französisch, —5 Vesperbrod, 5—6 frei, 7 Essen.“ Ein Feind des Instituts würde daraufhin sagen: „die Kinder lernen höchstens etwas schreiben, lesen und französisch, und den größten Theil des Tages gehen sie spazieren, wie hier auch

mancher leichte Kopf urtheilt. Die meisten Briefe sind überhin geschrieben; auch erhebt man Klage, daß Sander [einer der Lehrer] nicht pünktlich antwortet.“ Dringend mahnt er zu pünktlicherer Beobachtung der Brieftermine (2. Nov. 1779): „. . . ich bitte es wohl zu Herzen zu nehmen, weil im entgegengesetzten Falle die Folge dem Institute sehr nachtheilig werden könnte. Bedenken Sie einmal, wie schädlich es demselben hier zu Lande sein würde, wenn ein Liesländer vor vollendeten Erziehungsjahren von seinen Eltern zurückgeholt werden würde. Lieber Freund, ich habe Sie so sorgfältig gebeten, daß die Liesländer alle Monat doch einmal gewiß schreiben möchten. Sie haben mir es auch versprochen, aber . . . Adieu, leben Sie wohl, mein Eifer für Sie und das Institut wird nur mit meinem Leben aufhören“. Nichtsdestoweniger muß er bald darauf im Namen schmachsender Mütter und ungeduldiger Väter seine Mahnung wiederholen, im December anzeigen, daß die Gräfin von Manteuffel in drei Monaten von ihren Kindern keine Silbe gesehen oder gehört, im Juni 1780, daß Berens' Sohn wohl seit 6—8 Monaten nicht geschrieben habe! Ueber Form und Inhalt der Briefe klagte bei Schilder besonders der General von Rönne: seine Söhne hätten nach langem Aufenthalte noch nicht einmal einen Brief schreiben gelernt und leisteten weder im Schreiben noch in der Orthographie noch im Französischen etwas, so daß er an die École militaire in Stuttgart denken müsse. In einem von Schilder an das Institut gesandten Briefe (Juli 1782) charakterisiert er die Briefe der Söhne als leer, schal, gedankenlos, ohne Eingehen auf seine Materie geschrieben; alle seien nach derselben Schablone gearbeitet und vermuthlich im Unterrichte selbst entstanden.

Daß die Fortschritte im Französischen nicht allgemein befriedigten, erhellt auch aus einer Ankündigung Schilder's, daß der Buchhändler Hartknoch bei dem bevorstehenden Besuche Dessaus besonders wegen der Pflege dieser Sprache mit Wolke zu sprechen gedenke (März 1780).

Anstoß erregten ferner die auf kleine Versehen der Kinder gesetzten Geldstrafen. „Was H. Inspector Dahl darüber schreibt, ist begründet. Sie finden wohl andere Strafen“ (December 1780). Ebenso mußte zuweilen eine strengere Ueberwachung der Sauber-

feit und Ordentlichkeit gefordert werden. „H. Landrath von Campenhause, der das Institut im vorigen Jahre besucht hat, war mit dem Unterrichte vollkommen zufrieden, nicht in Ansehung der Ordnung; es ist ihm aufgefallen, daß die Kinder mit zerrissenen Strümpfen gegangen sind“ (März 1780). Ähnliche Beobachtungen machte Schilder selbst bei seinem zweiten Besuche: „Meines Michels Unreinlichkeit war mir dort sehr auffallend: zwei Tage kam er mir mit ungewaschenem Gesicht entgegen, mit denselben Flecken im Gesicht. Auch in Berlin führten die philanthropischen Eltern darüber Klage“.

Durch solche Unvollkommenheiten ließ er sich bis zum Frühjahr 1783 den Glauben an die Vortrefflichkeit der Anstalt nicht rauben; das geht nicht nur daraus hervor, daß er in der Hoffnung auf ihre Beseitigung die Mängel, die er erkannte oder erfuhr, der Direktion offen mittheilte,<sup>20)</sup> auch unzweideutige Aeußerungen und Bethätigungen der Zufriedenheit beweisen es. Auf die Anfrage nach einer in Livland gegründeten philanthropischen Anstalt, von welcher ein H. Bellermann (der P. v. Schwengelm aus dem Nevalschen nach Dessau gebracht) berichtet hatte, erwiderte er (Mai 1782): „Von einem liesländischen philanthropischen Institute weiß ich nur soviel: in Wolmar hat ein verheiratheter Gelehrter Heydemann eine Pensionsanstalt mit zwei Lehrern (diese wird Bellermann gemeint haben); vor einem Jahre hat er etwas darüber in Druck gegeben. Ich habe sie noch nicht gesehen und habe kein Interesse für sie.“ Deutlicher noch spricht ein Brief vom 5. November 1782: „Ich habe H. Dr. Schlegeln seit seiner retour gesprochen, er ist mit dem Institute sehr zufrieden; die Methoden wären die einzigen und besten, besonders in Spracherlernung, die mit Sachkenntnissen zugleich verbunden wäre. Aber die Erziehung sei etwas zu frei, nicht Subordination genug; Büsching<sup>21)</sup> hätte es auch bemerkt an den dorthin gekommenen Philanthropisten. Diese Bemerkungen sollen uns hier nicht irre machen; 12 zu diesem Geschäfte sich fast gänzlich gewidmete Männer würden dem Mangel schon abhelfen, wenn sie einst für die ihnen anvertraute Jugend aus der freien Erziehung unglückselige Folgen abzählen. Dies letztere besorgte Schlegel. [Darauf folgt eine Bemerkung über Grave's Rückkehr]. Welche

Freude ich habe nichts als Bestätigungen des Rühmlichen, so ich vom Institut hier verbreitet habe, zu vernehmen, kann ich Ihnen nicht schreiben. Mein Herz hüpfte für Freude, besonders das Urtheil des ersteren, das für competent genommen wird. H. Schlegel rühmte sehr die körperliche Erziehung."

Mit dieser Stimmung stand es im Einklang, wenn Schilder im nächsten Monate dem Fürsten selbst eine Freude zu bereiten sucht: „Ich sandte an Ihren Fürsten ein Fäßlein Caviar und eine Kiste Haselhühner und wünsche, daß Sr. Durchlaucht dieser Tribut von unseren russischen Leckerbissen gnädig aufnehmen möchten. Meine drei Söhne sollen en corps mit der Versicherung meiner Ehrerbietung selbige überbringen, daß Sr. Durchlaucht diese geringen Opfer als einen Beweis von Dankbarkeit für das Glück der guten Erziehung, so meine Kinder in seinem Lande in seiner Residenz genießen, von mir gnädig anzunehmen geruhen. Der älteste soll das Wort führen — lehren sie ihm das Compliment. — Caviar und das Wild müssen allmählich aufgethaut werden, wenn es seinen Wohlgeschmack behalten soll.“ Die Stimmung hielt noch länger an: am 29. März 1783, an dem Tage da er Basjedows Delegation forderte, schickte er einen Wechsel von 650 Thalern ab, „um aus der Noth zu helfen.“

Im Herbst des Jahres aber faßte Schilder den Entschluß, seine drei Söhne in der Heimath durch einen Hauslehrer unterrichten zu lassen. Eine Sinnesänderung verräth schon ein Brief vom 14. Okt.; er wirft die Frage auf, ob die Fortsetzung der Pädagog. Unterhandlungen sehr glücklich sein werde, und bemerkt dagegen: „Die Sache ist schon zu alt, und wird man der collection für ein und dieselbe Sache überdrüssig, wenigstens die Geber.“ Um diese Zeit erwartet er den H. von Zimmermann, den er gebeten in Dessau auch seinen ältesten Sohn zu prüfen, mit Ungebuld zurück. Nach dessen Rückkehr zeigt er (spätestens zu Anfang des December) dem Institute jenen Entschluß an und tritt in Unterhandlung wegen Berufung eines Hofmeisters. Die Anstalt erblickte in dem Rücktritt ihres eifrigen Agenten einen empfindlichen Verlust, alle Anstrengung jedoch, ihn zu halten, blieb erfolglos; auch auf ein Schreiben des Prof.

Neuendorff im Auftrage des Fürsten antwortete er ablehnend „unter Mittheilung der wahren Ursache seines festen Entschlusses und des Planes, den er mit seinen Kindern verfolgte“. Leider befindet sich diese Rechtfertigung nicht in unserem Nachlasse,<sup>22)</sup> so daß sich über seine Beweggründe keine volle Gewißheit gewinnen läßt. So viel steht fest, daß der Bericht von Zimmermanns über den ältesten Sohn ungünstig lautete, dies lehren mehrere an Wolke gerichtete Beschwerden über Vernachlässigung desselben bezüglich des geographischen und französischen Unterrichts. Ob aber die Unzufriedenheit mit dem Institute, der Unwille über einzelne Lehrer ausschlaggebend war, erscheint doch fraglich. Derjenige, der ihm Ungünstiges berichtet hatte, ließ den eigenen Sohn noch ein Jahr dort, und Schilder unterhielt den inzwischen gewonnenen Hauslehrer (einen G. Masson aus dem Elsaß), bevor er ihn im Mai mit den Söhnen nach Riga kommen ließ, mehrere Monate in dem Institute, um sich mit dessen Grundsätzen und Methoden bekannt zu machen. Denkbar ist, daß die Zurücknahme der Kinder, nach denen er sich sehnte, mit seiner zweiten Verheirathung<sup>23)</sup> zusammenhing, denkbar auch, daß die Erziehung der Kinder im Institute ihm zu theuer zu stehen kam.<sup>24)</sup>

Als Schilder zu Anfang des Mai die Verbindung mit ihm löste, dankte er dem Fürsten und versprach der Direktion immer für dasselbe thätig sein zu wollen, lehnte es aber ab, den Vertrieb der Zeitungen — wegen des entsetzlich hohen Portos — und der Cromé'schen Produktenkarte, weil sie keinen Beifall fände, fortzusetzen. Im Nachlasse des Philanthropins findet sich von Schilder's Hand kein Schreiben späteren Datums.

Wolke, der wenige Monate darauf mit dem jungen Grafen von Manteuffel nach Livland kam, hat Schilder zwar noch gesprochen, eine Auseinandersetzung mit ihm scheint ihm aber nicht geglückt zu sein, da er kurz nach seinem Eintreffen verreihte.<sup>25)</sup> So freundlich die Aufnahme war, welche Wolke, der verdienstvolle und beliebte Leiter der Anstalt, in Livland fand, auch er hatte mit seinen Werbungen, wenn er sie während seines kurzen Aufenthaltes überhaupt versucht hat, kein Glück mehr: nur drei Livländer wurden dem Institute in den letzten neun Jahren seines Bestehens noch zugeführt. Daß aber seine Lehrer nicht allen Auf

einbüßten, dafür zeugt nicht nur die Wahl einiger von ihnen zu Führern der Söhne auf der Universität — *Matthison* begleitete den Grafen *Gotth. Manteuffel*, *Spazier* den Baron von *Mengden* —, sondern auch die Anstellung eines derselben in Riga. Als der Mag. *Fr. Wilh. Göge*<sup>26)</sup> mit einem anderen Sohne des Grafen *Manteuffel* nach Livland gekommen war, wurde er im Jahre 1789 Rektor der Domschule, drei Jahre später Rektor des Lyceums.

### III.

In St. Petersburg und dem inneren Rußland verhallten *Basedow's* Aufrufe zu Gunsten seines Philanthropins zwar nicht ungehört, aber ohne die Wirkung einer stärkeren Bethätigung. Die Kaiserl. Akademie der Wissenschaften hatte ihm auf die Uebersendung seines Elementarwerkes und anderer Schriften ein anerkennendes Zeugniß ausgestellt (vom 9. Oktober 1775; abgedruckt im 2. Stück des Philanthropischen Archivs). Kaiserin *Katharina* aber, die anhaltische Fürstentochter, deren Namen er kaum in einem Vorworte vergaß, der zu Ehren er ein *Katharineum*, ein Philanthropin für Töchter höherer Stände, stiften wollte, wurde nicht gewonnen. Der Pastor *Grot* an der *Katharinenkirche* in St. Petersburg fand für die Pädagogischen Unterhandlungen nur einen kleinen Kreis von Subskribenten, und der Staatsrath beim Reichscolligio der auswärtigen Angelegenheiten, Excellenz von *Krook*, auf den die Institutsfreunde große Hoffnung setzten, ließ durch *Grot* wohl Beiträge einschicken, sogar seinen achtjährigen Sohn anmelden, so daß *Grot* auf die Wichtigkeit dieses Vorhabens für die Anstalt wie für Rußland besonders aufmerksam machte<sup>27)</sup> und die Direktion in ihrer Vorfreude den Inhalt des Briefes noch am Empfangstage dem Fürsten kundgab, aber mit der Anmeldung hatte es sein Bewenden, dieser junge Russe erschien nicht.

Die Ankunft eines anderen bereitete Schilder folgendermaßen vor (23. Jan./9. Febr. 1779): „Mit *Dahl* und *Helmersen*, die gestern abgereist, kommt ein junger russischer Edelmann, *Wassiley von Markoff*, Neveu des russischen Generals von *Zorig* (Favoriten, der mit Belohnung von mehr als einer Million seinen Ablaß erhielt, vielleicht bald wieder die vorige Stelle erhält) und

zum Erben desselben bestimmt. Der junge Mann soll zum vernünftigen Menschen gebildet werden . . . Er ist bereits Officier; sein Onkel hat ihm die Uniform abnehmen lassen, es soll ihm nichts zu Gute gehalten werden. Vor allem mache man ihm den Aufenthalt annehmlich und bringe ihm den Gedanken an den Nutzen bei. Zunächst sind zwei Jahre Aufenthalt in Aussicht genommen. Die glückliche Ausbildung eines jungen Russen (der dazu einer so angesehenen Person angehört) muß ohnfehlbar die Kaiserin aufmerksam aufs Institut machen, und dann wird ihre mächtige Unterstützung auch nicht ausbleiben. Wie vortheilhaft, wenn die russischen Herrschaften dem Beispiele des Gen. von Zoritz folgen! Für jetzt von ihm ein Geschenk von 100 Ducaten! u. s. w.“ Allein Wassiley von Markoff setzte den Absichten des Oheims den Widerstand eigener Neigungen entgegen und fügte sich schlecht in den Zwang des vorgezeichneten Unterrichts und geschmälerten Wechsels. Schon im Herbst des nächsten Jahres nahm ihn Schilder mit sich bis nach Riga zurück.<sup>28)</sup>

Das Institut verlor darum Rußland nicht aus dem Auge. Gewiß war es seiner Anregung zu verdanken, wenn in den Dessauer Kirchen zum Besten eines in St. Petersburg zu errichtenden Schulgebäudes — der *Katharinen*schule — eine Sammlung veranstaltet wurde, welche die Summe von 230 Thalern ergab. Schilder bemerkt dazu (16. Dec. 1780): „Warum lassen Sie in Petersburg nicht einmal fürs Philanthropin sammeln?“

Vier Jahre später fand *Wolke* in der Stadt Peters des Großen, als er sie von Livland her mit der Gräfin von Mantuffel besuchte, die günstigste Aufnahme und sein Lehrgeschick eine solche Bewunderung, daß er unter Verzicht auf die ihm durch manche bittere Erfahrung verleidete Stellung am Dessauer Institute Petersburg zur Stätte seines Wirkens wählte, eine bekannte in jeder Geschichte der Pädagogik verzeichnete Thatsache.<sup>29)</sup>

Einige genauere Angaben über die Philanthropisten aus den jetzt russischen Ländern bietet das folgende chronologisch geordnete Verzeichniß derselben:

Nr.	N a m e n.	Eintritt.	Abgang.	Herkunft.	Stand d. Vaters u. s. w.
1	von Thülen. C. G. C.	1777 12. März	1782 April ?	Kiemahlen i. Kurland.	Kammerherr.
2	v. Thülen, Heinr. J.	1777 12. März	1782 December.	Kiemahlen i. Kurland.	Kammerherr.
3	von Sacken	1777 1. April.	1782 1. Juli.	Riga.	Nesse d. russ. Ministers Baron v. S. i. Kopenh.
4	Schilder, Michael	1778 24. März	1784 Mai.	Riga.	Kaufmann Heinr. Sch., seit 1781 auch Stadt- Kasten-Notarius.
5	Berens, Johann Heinrich <sup>30)</sup>	1778 4. Juli.	1780 Oktober.	Riga.	Rathsherr Johann Christoph B.
6	Graf v. Manteuffel (jun.), Gotthard <sup>31)</sup>	1778 4. Juli	1785 Juli	Riga. Schloß Ningen.	Landrath Graf Ludw. Wilh. v. M., verm. m. Julie, geb. Gräfin von Münich.
7	Graf v. Manteuffel (sen.) Ernst	1778 1. Novemb.	1786 17. April.	Riga. Schloß Ningen.	Landrath Graf Ludw. Wilh. v. M., verm. m. Julie, geb. Gräfin von Münich.
8	von Kömme (sen).	1778 August.	1784 Ende Mai	Riga.	Kaiserl. russ. General- major, Ritter des St. Georgordens.
9	von Kömme (jun.)	do.	do.	do.	do.
10	v. Mengden, Karl Gustav <sup>32)</sup>	1778 1. Oktober.	1785 1. April.	Werro in Livland.	Karl Ludwig Baron von M., Erbherr auf Werro.
11	von Zimmermann, C. Bernhard.	1779 1. März.	1785 1. April.	Riga.	Ober-Consistorialassess.
12	v. Helmerjen, Bene- dictus Andreas.	1779 1. März	1786 1. Juli.	Livland.	Ehemal. Kaiserl. russ. Oberst, Landr. i. Engel- hardshoff, Erbherr zu Testamaa.
13	Dahl, Karl (sen.)	1779 1. März.	1783 Herbst.	Riga.	Nesse des Kais. russ. Licent.-Juspekt. Dahl <sup>33)</sup>
14	Dahl, Friedr. (jun.)	do.	do.	do.	do.
15	von Markoff, Wa- ffiley.	1779 1. März.	1780 1. Nov.		Nesse des Kais. russ. Generals v. Zorit.
16	Zuckerbecker, Dr. W.	1779 Anf. Mai	1782 1. Juli.	Riga.	Kaufmann.

Nr.	N a m e n.	Eintritt.	Abgang.	Herkunft.	Stand d. Vaters u. f. w.
17	Grave, Valentin Friedrich.	1779 Anf. Mai.	1782 Oktob.	Riga.	Kaufmann Ludw. G., bis 1781 Stadt-Rasten- Notarius.
18	Stegmann, Gottl. Friedr.	1779 20. August.	1785 15. April.	Libau.	Friedr. St., königl. poln. Hofrath und der herzogl. kurländ. Stadt Libau Secretär, gest. 1782.
19	von Meiners, Friedr.	1780 April.	1786 4. Novemb.	Riga. (Laudon ?)	Kapitän.
20	von Agelstrohm, Harald.	1780 7. April.	1785 1. April.	Signiß im Pernausch. Kreise.	Karl Gustav Frhr. v. S., „ci-devant Major aux service de Sa Maj. l'Impératrice des toutes les Russies.“
21	von Ceumern, Karl Magnus.	1780 Anf. Oktob.	1786 5. Novemb.	Livland.	Mündel des Obrist- Lieutenant Hagemeister auf Drostenhoff.
22	Schilder, Joachim Eberhard.	1780 Anfang	f. Nr. 4.		
23	Schilder, Hans	do.	f. Nr. 4.		
24	Thiringk, Fritz (?) Leonhard.	1780 Anf. Okt.	1783 1. Juli.	Riga. London?	Kaufmann Anton Fr. Th.
25	Graf Sievers, Paul	1780 1. Novemb.	1784 1. April.	Hopfow bei Dorpat.	Kais. russ. Obrist, verm. mit einer Gräfin Man- teuffel.
26	von Schwengelm, Jakob Eberhard.	do.	do.	do.	Stieffohn des Grafen Sievers.
27	von Schwengelm, Gotthard Gustav George.	do.	do.	do.	Stieffohn des Grafen Sievers.
28	von Modszjelsky, Joseph.	1781 1. Sept.	1788 1. Juli.	Warschau oder Jaroslaw.	Nath; der Oheim ein Chevalier de Malte zu Warschau.
29	von Schwengelm, Peter.	1782 März.	1784 Jan.	vgl. Nr. 26.	
30	von Dorimond, Antonius.	1782 August.	1792 15. Okt.	Warschau ?	Mündel d. kgl. poln. Kammerh. D. S. v. d. Hoven i. Mitau, Ritters d. St. Stanislausord., kurl. Rittersch.-Secret., Herrn auf Neu-Berg- fried.
31	Berens, Arend Abraham.	1782 August.	1789 1. Mai.	vgl. Nr. 5.	

№	N a m e n.	Eintritt.	Abgang.	Herkunft.	Stand d. Vaters u. s. w.
32	von Jgelstrophm, Dissip.	1785 Ende März.	1786 1. Juli.	vgl. Nr. 20.	
33	von Nsch, George.	1787 1. Juli.	1793 Mai.	Warschau.	Russischer Gesandter.
34	von Schröder, Andreas.	1787 Juli.	1793 Mai.	Warschau (?).	Neffe und Mündel des Kurländers H. von Königsfeld i. Warschau.
35	von Korff, Peter.	1792 Anf. August.	1793 Mai.	Livland.	
36	von Korff, Fer- dinand <sup>34)</sup> .	do.	do.	do.	

### A n m e r k u n g e n.

1) Herrn B. Diederichs in Mitau verdankt diese Arbeit auch einzelne Berichtigungen und Zusätze.

2) „Das Basedow'sche Elementarwerk (3. Bd., 2. Aufl. Lpz. 1785, S. 140) rühmt auch von Herzog Petrus, daß von ihm „Europa weiß, wie weit er landesväterlich und als ein fürstlicher Weltbürger zur Erleuchtung der Zeiten aufwendet.“ — Der Herzog besuchte 1771 die Herbstjagden des Prinzen Eugen, des in chursächsischen Diensten stehenden Sohnes des alten Dessauers, zu Heinrichswalde bei Wittenberg und von dort auch den Fürsten Franz an seinem Hofe zu Dessau, an dem er auch im Jahre 1777 wieder erschien. s. v. Berenhorsts Tages-Bemerkungen in den Mittheilungen des Vereins für Inhalt. Geschichte und Alterthumskunde I. S. 193 u. 202.

3) Die Lage des Herrn v. Th. wurde so schwierig, daß er im J. 1779 sogar für den Unterhalt seiner Söhne um Kredit bat. Schilder schrieb nach einem Besuche in Mitau (15. Juni 1779): „H. v. Th. ist um 4000 Thlr. betrogen, die er einem Edelmann in Litthauen auf sein Gut vorgehoffen, wofür er den Besitz in seinem Gute erhalten sollte. Kaum hatte er das Geld ausgezahlt und angefangen sich auf dem Gute einzurichten, so kamen 8 polnische Edelleute ins Gut eingeritten (Einreiten in ein Gut ist eine Gerechtsame nach polnischen Gesetzen und heißt durch gerichtliche Decrete Besitz nehmen), die mehr zu fordern haben als das Gut werth ist, und da die barbarischen Gesetze der Polen einem Einheimischen ein unwiderstehliches Vorrecht über den Ausländer geben, so ist H. v. Th. um sein ganzes Capital von 4000 Thlrn. betrogen und hat keine andere Hoffnung, sie zu retten, als wenn er durch baares Geld und Accord glücklich sein sollte diejenigen zu blenden (?), die den Besitz im Gute erhalten werden. Nun ist das Geld in Kurland sehr rar, bei diesen wohlfeilen Kornpreisen und doch zunehmendem Luxus und Verschwendung des Adels außerhalb des Landes, so daß es Herrn v. Th. schwer wird eine hinlängliche Summe (ca.

20 Mille Thln. haben die Polen mit Interessen und Unkosten zu fordern) haar zusammenzubringen, daher die Prolongirung der 600 Thlr. und der gewünschte Aufschub für die Kosten seiner Kinder.“ In der That dauerte es lange, bis er seinen Verpflichtungen gegen die Anstalt nachkam.

4) In den Jahren 1786 und 1789 kamen aus Lublin, resp. Warschau wegen Aufnahme eines Sohnes des Grafen Konikier, „Grand Echanson du Grand Duché de Litthuanie, chevalier de l'ordre de l'aigle blanc,“ die letzte von einem H. de Ponceet, ancien garde de corps de Monsieur, geschrieben und adressirt „A Monseigneur Monseigneur le Recteur de l'Université à Dessau.“

5) Schilder äußert sich darüber nur im allgemeinen. „Die Verlegenheit der Eltern hier im Lande in Ansehung der Erziehung ist groß.“ Er mag den zweiten Sohn der öffentlichen Schule in Riga nicht übergeben, „wo er an Leib und Geist unter einem Haufen größtentheils unartiger Knaben verderben würde“.

6) In Aussicht gestellt wurden dem Philanthropin, ohne daß die Eltern die Absicht verwirklichten, durch Schilder (1779—1781) ein Sohn des Geh.-Raths Exc. v. Vietinghoff („wenn er nicht in der École militaire zu Stuttgart Aufnahme findet“), zwei ältere Söhne des Kaufmanns Zuckerbecker, zwei des Herrn von Duntzen auf Zoegenhoff, die, bereits in russischen Diensten, auf vier Jahre Urlaub erhalten hatten und, wie der Vater hoffte, in Dessau unter Vermeidung der Gefahren der Universitäten eine entsprechende Bildung erhalten würden. „Wir Riesländer erfahren nur zu häufig“, bemerkt Schilder, „daß die Kinder auf der Universität das Geld verzehren, nichts wesentliches lernen und ein verderbtes Herz und neue Moden mitbringen“; ein von Liphard, ein Sohn des Rigaer Stadisecretärs Stoever, Söhne des Majors Berens in Moskau, des Obrist Baron von Pahlen („jetzt mit seinem Regimente in Neu-Rußland,“ März 1780), ein Sohn des Generals Drewitz und zwei des Barons von Wolff, ehemaligen Ritterschaftssecretärs.

7) einem Schwager Schilders, von dem dieser gelegentlich der Anzeige eines Geschenkes desselben von 100 Rubeln schreibt, daß er das Kapital einer Erbschaft von 20,000 Thalern durch Ahderei in den letzten Jahren, da die Fracht der neutralen Schiffe enorm hoch, verdoppelt habe (Dec. 1782).

8) Von den Pränumerantenlisten Schilders sind einige handschriftlich erhalten. Vom Juni 1778: Ober-Consistorialassessor v. Zimmermann, Landrath Baron v. Schoultz, die Bürgermeister von Wiedau, v. Schiek, die Rathsherrn Gottfried und J. E. Berens, die Secretäre J. F. v. Wicken, A. H. Schwarz, Sam. Holst, G. G. Stoever, ferner James Pierjon, Carl Berens, Eberhard Brede, Ludw. Berens v. Rautenfeld, Licensverwalter Bergerow, Abrah. Koloff, Thom. Zuckerbecker, Dan. Voetefuer, J. D. Destenhof, Josua Stegmann, Ernst Heidevogel, Hofrath A. Truhart, J. W. Martens, A. H. Herich, Notar Holst, Blumenthal, G. S. Beneten, Major v. Hagemeister, Heinr. Kroeger, Bar. v. Wolff, cand. theol. Heerwagen, Landrath v. Helmerßen, Secretär Roth. — Vom Oct. 1778: Generalmajor v. Könne, Landrath Graf von Mantuffel, Heinrich Strauch, russ.

kais. Major von Liphard, Pastor Poorten, Rathsherr von Ulrichen, Assessor v. Ulrichen, 2 junge Freunde des Instituts in Petersburg, C. G. Scheumann, Ober-Notär Janiewicz, Doctor Reinhold Berens, Kammerrath Gustav Berens, Landrath v. Helmersen auf Engelhardtshof, Oberst-Leutenant v. Hagemeister, Assessor Carl v. Mautensfeld; vom Jan. 1779: Licenz-Inspector Dahl, Kaufmann Herm. Frommhold; vom Mai: Geheimrath v. Vietinghoff, Paul Kroeger, George Hemy, v. d. Hardt, N. v. Mautensfeld; vom Dec.: Herr v. Pieren auf Dünhoff in Kurland; vom Febr. 1780: Hofgerichtsassessor v. Tauffler, Madame Collins, cand. Zimmermann, Joh. Friedr. Schroeder. — Im Frühjahr 1780 meldete Schilder, daß während des Landtags am Johanni auch General und Graf Manteuffel eine Subscription zum Besten des Instituts eröffnen wollten; von der Ausführung der Absicht aber schreibt er nichts.

<sup>9)</sup> Nicht unerwähnt möge bleiben, daß Schilder mehrmals auch Aukel- und Nichtenamen aus Dessau bezog, andererseits Apfelbäume für den Fürsten dorthin schickte, die jedoch nicht recht gediehen.

<sup>10)</sup> zum Lehrer der Paedagogik an der Universität Halle.

<sup>11)</sup> Schrift von Schummel. Leipzig 1779.

<sup>12)</sup> Für den jungen v. Dettingen wurde der Besuch der unter Nejewitz stehenden Schule zu Kloster Bergen in Magdeburg in Erwägung gezogen. — Ueber Olivier s. Hofaus, Olivier und Tilling in den Mittheilungen des Anh. Ber. s. Gesch. u. s. w. 1895. VIII. S. 101. ff.

<sup>13)</sup> Des Fürsten Reise kam wohl nicht zur Ausführung. Vielleicht hing die Nachricht mit einer Reise des Prinzen von Preußen zusammen, der gegen Ende des August Riga passierte. „Bin durch die Ankunft des Prinzen von Preußen aufgehalten, denn ich konnte mit Grund befürchten, keine Postpferde vor seiner passage zu bekommen“ (Schilder 15/26 Aug. 1780).

<sup>14)</sup> Vermuthlich dieselbe „patriotische Schrift“ von Karl Phil. Moriz, von der Schilder den 28. Nov. 1780 dem Institut ein Exemplar zugeschieft mit dem Rathe sie im nächsten Quartale mit aller Gelassenheit zu widerlegen. „Ein heiliger Eifer darin, aber falsches Urtheil; eine Erziehungsanstalt, keine Schule. Wir haben einem offenen Kopf von einer Erwiderung im hiesigen Wochenblatte abgerathen.“

<sup>15)</sup> Ausführlich erzählt von dem Streite Nickold, Wolke als Lehrer am Philanthropin zu Dessau. Leipzig. 1890.

<sup>16)</sup> Die Aeußerung geht auf die Vorenthaltung eines vom Markgrafen versprochenen Kapitals von 5000 Gulden, von dem das Institut die Zinsen bereits von Michaeli 1771 bis Jan. 1781 genossen hatte.

<sup>17)</sup> reformirten Predigers in Leipzig.

<sup>18)</sup> Duvrier, Basedow's Verfahren gegen Herrn Wolke, auch ein Beitrag zur Basedow'schen Lebensbeschreibung. Dessau. 1783.

<sup>19)</sup> Reiche, Getreue Beschreibung der Umstände, unter welchen Herr Joh. Basedow . . . . Schläge bekommen u. s. w. Dessau und Leipzig. 1783

<sup>20)</sup> Schilder hielt mit seinem Urtheil auch über die Lehrer nicht zurück. Nach seinem zweiten Aufenthalte in Dessau drang er auf Entlastung des Dr.

med. Samson, der den Zeichenunterricht erteilte. „Nun haben Sie den Charakter des Juden S. in seinem rechten Lichte gesehen, wollen Sie einen so schlechten Menschen noch länger behalten? Entledigen Sie sich dieses elenden Menschen und Zeichenmeisters, er macht dem Institut Schande. Die Kinder profitiren nichts bei ihm.“ — Eine Jeremiade über die Wirkungen des Turnens, die der Schreiblehrer Huot — aus welchem Anlaß, weiß ich nicht — an ihn geschickt hatte. (s. Fleckeisen-Mafius, N. Jahrb. f. Phil. u. Paed. II. Abth. 1893. S. 631) ließ er der Direction zugehen (Juni 1781).

21) A. F. Büsching, Ober-Consistorialrath uod Director am Grauen Kloster in Berlin.

22) So wenig als seine Briefe an Hofrath Herrmann in Dessau, dem er bei seinem zweiten Besuche näher trat.

23) Schilder hatte seine erste Frau zu Anfang des Jahres 1780 nach der Entbindung vom siebenten Kinde verloren. Im Jan. 1784 verlobte er sich mit einer Predigerwitwventochter aus Marienburg, einer Frau Rose, geb. Prigbur, der Protektor der Familie war der Besitzer der Marienburgschen Güter, Geh.-Rath von Vietinghoff. Die Hochzeit fand im April statt.

24) Gelegentlich giebt Schilder Einblicke in seine Verhältnisse und kaufmännischen Unternehmungen. Im Jahre 1779 klagt er über schlechte Zeiten und Verluste, die er durch den Bankrott eines Russen in Weasma, dem er für einen Hanfkontrakt 1500 Abl. vorgeschossen, und durch die Flucht eines Fuhrmannsknechts mit 2500 ihm aus Petersburg in einem Fäßlein zugeschiekten Rubeln erlitten hatte. Günstiger „gestalteten sich die nächsten Jahre: er wurde im Mai 1781 als Nachfolger Grac's, der „wegen erweiterten Handels und gesegneteter Umstände demissionirte“, zum Stadt-Rasten-Notarius, „General-Einnehmer und Rentmeister der Stadt-Eintraden und Ausgaben“, gewählt — „gegen einen von der Bürgerschaft aufgestellten, stark verschwägerten und sonst anderweitig alliirten aus der jogen. Bank der Aeltesten (aber einen rechten Tropf!)“. „Wohl bin ich nun gegen alle Noth gesichert, habe 750 Thl. Ab. Gehalt und 200—300 Thlr. Nebenvortheile.“ Und schon vorher (d. 3. Febr.) hatte er eine andere freudige Nachricht mitgetheilt: „Der Himmel war mir günstig bei einer Tobackentreprise von Riga auf Amsterdam, die ich von Dessau aus ordonnirte, und die vermuthlich wegen des Krieges zwischen Holland und England noch günstiger werden wird; ich habe einen großen Vorrath zu niedrigen Preisen angekauft u. s. w.“ Für die Jahre 1783 und 1784 liegen keine direkten Beweise eines Rückganges in Schilders Vermögensverhältnissen vor, denn daß sein Hauslehrer Masson über Hamburg reisen sollte, um hier eine fatale Schulforderung einzutreiben, will nicht viel sagen; man könnte es aber aus dem Umstande folgern, daß er sich, wie der Bankier Frege in Leipzig dem Institut im Juni 1786 anzeigte, zwei Jahre später für insolvent erklärte.

25) Vergl. den Brief Wolke's bei Fleckeisen-Mafius a. a. D. 639.

26) Ueber Göthe s. Schmidts aukt. Schriftsteller-Lexikon. 1830. „Recke und Napierstky, Schriftst. und Gel.-Lex der Prov. Livland, Ehstland u. Kurland 2, 79.“ Einige Lehrberichte Götzes sind abgedruckt in den Mittheilungen

der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Berlin 1892 II. S. 181 ff.

<sup>27)</sup> Zugleich mit dem Briefe vom 31. Dec. 1778 übersandte Grot für die Anstaltsbibliothek seine drei ersten Kanzelreden für die Einimpfung und den Plan einer von ihm gestifteten Sterbekasse.

<sup>28)</sup> Längere Zeit verstrich, bis Schilder vom General, der in Szflow gelebt und finanzielle Schwierigkeiten gehabt zu haben scheint, seine Auslagen und die gefälligen Dessauer Juden die an von Markow geliehenen Summen zurückerstattet bekommen.

<sup>29)</sup> Nach Dessau kam, so viel ich finde, von Petersburg noch einmal eine Anfrage (Jan. 1789): ein Mr. J. C. de Creuth, Major du Corps de Génie de Sa Maj. Imp., der Dessau im Jahre 1787 besucht hatte, wollte in der Erwartung, nach der Rückkehr aus dem Kriege zwischen dem Reiche und der Türkei bald wieder zu einer Campagne abberufen zu werden, den in Holland untergebrachten Sohn dem Philanthropin übergeben.

<sup>30)</sup> Schilder, ein Schwager des Rathsherrn, nahm diesen Neffen mit sich zurück, der, zuerst im Comptoir bei Berens und Zimmermann in Libau, schon 1782 in Königsberg an einem hitzigen Fieber starb, nachdem er die Lehre verlassen.

<sup>31)</sup> Er kam nach Dessau mit seinem Hofmeister Stücker.

<sup>32)</sup> v. Mengden studirte unter Führung des Mag. Carl Spazier, der sich später als Schriftsteller besonders durch das Buch „Carl Pilger, Roman seines Lebens“ (Berlin 1792 und 1793) bekannt machte, das Staatsrecht und die Kameralwissenschaften. Ein Brief von ihm an seinen Musiklehrer Rust ist abgedruckt in den Mittheilungen f. Anhalt. Gesch. III, S. 323.

<sup>33)</sup> Der Inspektor Dahl zog sich im Frühjahr 1782, „nachdem er in der Bolberaa, ogleich auf sandigem Boden seine Schafe gut gemästet, aufs Land ca. zwei Meilen von der Stadt (auf Wellenhoff) zurück.“ Bei seinem Abschied als Kaiß. russ. Kollegienassessor charakterisiert starb er im Dec. 1782.

<sup>34)</sup> Die letztgenannten vier Philanthropisten besuchten nach der Auflösung des Instituts die Hauptschule zu Dessau.





## Ein noch ungedruckter Brief Immanuel Kants an Christian Heinrich Wolke.

Woldemar von Ditmars Nachlaß, aus welchem ich bereits in dieser Zeitschrift die Jugendbriefe seines Freundes Carl Ernst von Baer veröffentlicht habe, enthält unter Anderem eine ganze Reihe von Briefen hervorragender Dichter, Gelehrten, Schriftsteller, Staatsmänner, Feldherren und anderer Personen von historischer Bedeutung, welche der unermüdlische Sammler hauptsächlich wohl während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Deutschland (1815—1818) zusammengebracht hat. Ich nenne nur die Namen Schiller, Klopstock, Gleim, Jr. v. Stolberg, Novalis, La Motte Fouqué, Byron, Madame de Staël, Jean Jacques Rousseau, Moses Mendelssohn, Gauß, Axel Drenstierna, Canning, General York u. a. n. Auch ein Schreiben Friedrichs des Großen liegt vor, gerichtet an seinen Lieutenant von Anrep vom Regiment Schorlemer\*). Den Schillerbrief habe ich Herrn Dr. Fritz Jonas

---

\*) Dieser Brief, auf sehr einfachem, grobem Papier geschrieben, trägt die Adresse: a mon Lieutenant d'Anrep au Regiment de Schorlemer, im Cantonnirungsquartier bey Wehlau. Der Inhalt desselben lautet:

Ich habe Guer Schreiben vom 6. dieses Monaths, worin Ihr, wegen der von Euch angeführten Umstände, abermahls um Eure Dimission bittet, erhalten, und wird Euch darauf hierdurch in Antwort: daß Ihr Geduld haben sollt biß Ich nach Preußen komme, alsdann Ihr Euch darumb wieder bey Mir melden könnt. Ich bin Guer affectionirter König. Potsdam, den 13. März 1750.

(Darunter der Namenszug des großen Königs und die Bemerkung an den Lieutenant v. Anrep Schorlemer'schen Regiments).

für seine große Ausgabe der Schiller'schen Briefe überlassen\*). Der umfängliche Brief Axel Drenstjernas wurde von mir nach Stockholm gesandt, wo eine Gesamtausgabe der Briefe dieses großen Staatsmannes veranstaltet wird. Den für die Geschichte der mathematischen Wissenschaft nicht unwichtigen Brief von Gauß hat mein College Wirtinger, Professor der Mathematik an der Universität Innsbruck, für eine in Göttingen vorbereitete Ausgabe der Briefe des großen Mathematikers copirt.

Es hat sich unter diesen Papieren nun auch ein nicht uninteressanter Brief von Immanuel Kant gefunden, gerichtet an Christian Heinrich Wolke, den damals sehr bekannten Pädagogen und Schriftsteller auf dem Gebiete der Pädagogie, mit welchem W. v. Ditmar während seines Aufenthaltes in Berlin i. J. 1815 in freundschaftliche Beziehungen trat. Wolke wurde i. J. 1741 zu Jever geboren, studirte in Göttingen und Leipzig und entwarf i. J. 1770 den Plan zu einer Erziehungsanstalt nach einem naturgemäßen Stufengange. Hierdurch trat er mit dem bekannten Basedow in nähere Beziehung und wurde, als dieser einige Jahre später das Philanthropin in Dessau gründete, dessen hauptsächlichster Mitarbeiter. Später, nachdem das Philanthropin trotz aller Bemühungen eingegangen war, ging er nach St. Petersburg, kehrte dann wieder nach Deutschland zurück und

---

\*) Derselbe ist nach Dr. Jonas' sehr wahrscheinlicher Vermuthung an Heinrich Böß (den Sohn) gerichtet und betrifft dessen Othelloübersezung. Er lautet:

Weimar, 29. Dec. 1804.

Nur zwei Zeilen bester Freund für Ihren lieben Brief, dessen Inhalt mir sehr viel Freude machte. Der Monolog ist rund und nett ausgedrückt und bis auf ein paar eigentlicher Ausdrücke, die wir zusammen wohl noch finden wollen, ganz wie er ist zu brauchen. Dasselbe gilt auch von dem Anfang der Uebersetzung, die Sie mir hier zurückgelassen, und worüber wir mündlich ein weiteres conferiren wollen.

Möchten Sie mit den Ihrigen ein recht heiteres neues Jahr antreten. Der Catarrh herrscht noch bei mir und dieser verwünschte Saturnus wird mich wohl auch in das neue Jahr begleiten.

Wir grüßen Vater, Mutter, Brüder, Haus und Hof und auch den Vogel mitingerechnet allerseits herzlich und ich bin im neuen wie im alten Jahr

Ihr treuer Freund

Schiller.

lebte seit d. J. 1801 als Privatgelehrter in Leipzig, Dresden und zuletzt in Berlin, wo er i. J. 1825 starb\*). Als Ditmar ihn kennen lernte, war er somit ein Greis von ca. 75 Jahren. Ditmar kam ihm mit dem ganzen lebenswürdigen Enthusiasmus seines Wesens und jener schönen, echten Pietät entgegen, welche ihn auch in seinen Beziehungen zu Elise von der Necke, Tiedge, Johann Heinrich Voss, Jean Paul u. a. auszeichnet. Er scheint Wolfes Herz rasch gewonnen zu haben, wie er ja überhaupt die Gabe, Herzen zu gewinnen, in ganz hervorragendem Maaße besaß. Oft berichtet er in seinen Briefen an die geliebten Eltern in der Heimath voll Begeisterung über den verehrungswürdigen Greis Wolke, dessen edle Eigenschaften, dessen Güte und Freundlichkeit er nicht genug rühmen kann. Weniger nachempfinden können wir es Ditmar, wenn er sich auch für Wolfes Gedichte erwärmt, die mit zum Wunderlichsten gehören, was die deutsche Poesie hervorgebracht hat. Wolke war, wie schon der Titel seines Hauptwerkes „Anleit“ zc. zeigt\*\*), mit Leidenschaft Sprachreiner und machte sich in dem Bestreben, die deutsche Sprache von ihren vielen Fehlern zu reinigen, ein eigenes Jargon zurecht, welches die verbesserte und geläuterte deutsche Sprache darstellen sollte, in Wirklichkeit aber als ein geradezu abenteuerliches Product seines zweifellos ehrlichen puristischen Bemühens bezeichnet werden muß, das heutzutage zum Glück ganz vergessen ist. In diesem Jargon sind nun auch Wolfes Gedichte verfaßt, von denen Ditmar in seinen Briefen an die Eltern einige mittheilt. Der alte Wolke, dessen Bescheidenheit Ditmar nicht genug rühmen kann, beanspruchte

---

\*) Wolfes Hauptwerk trägt den Titel „Anleit zur deutschen Gesamtsprache oder zur baldigen Erkennung und Berichtigung einiger (zuwenigst 20 tausend) Sprachfäler in der hochdeutschen Mundart“ u. s. w. (1812, 2. Aufl. mit verändertem Titel 1816). Außerdem gab er heraus: „Erste Kenntnisse für Kinder“ (Leipzig 1783); „Beschreibung der hundert von Chodowiecki zum Elementarwerk gezeichneten Kupfertafeln“ (1781—87); „Anweisung wie Kinder und Stumme zum Verstehen und Sprechen zu bringen sind“ (1804); „Erziehlehre“ (1805); „Mittheilungen der allerersten Sprachkenntnisse und Begriffe“ (1805); „Düdspe or sassische Sinngedichte (1814; 2. Aufl. 1816). Durch die letztere Sammlung wollte er auf das Wohlklingende der niedersächsischen Sprache aufmerksam machen. Vgl. Hasselbach, Lebensgeschichte Wolfes, Nachen 1826.

\*\*) cf. die letzte Anmerkung.

nicht ein Dichter zu sein, er wollte nur seiner Meinung nach sprachlich correcte Muster bieten, zur Nachachtung für andere Dichter. Was wäre wohl aus der deutschen Poesie geworden, wenn sie sich nach diesen Mustern gerichtet hätte?! Sie können heutzutage wohl nur dazu dienen, ein Lächeln oder noch besser ein heiteres Lachen hervorzurufen. Um zu zeigen, daß ich damit nicht zuviel sage, theile ich eine Probe der Wolfeschen Poesie aus einem Ditmarschen Briefe vom 11. Nov. 1815 (aus Berlin) mit, — ein Gedicht, das an eine in ihrem Wesen nicht gerade sehr klar hervortretende Göttin gerichtet ist. Es lautet:

Wer kan doch von allen Weisen  
Dich, Göttine! würdlich\*) preisen,  
Dich, die Gott uns hat gesandt!  
Werde, Schenkin hoher Gaben,  
Di di Himmelsgeister laben,  
Allen Erdnern doch bekant!

Du, des Jenseitwegs Beklumin,  
Du, des Selheils Eigentumin,  
Bist di Menschereingelin;  
Den Verzagten Geisterhebin,  
Den Halbtodten Reubelebin,  
Allen Erdnern Hochsgewin.

Dir wil ich mich gantz ergeben,  
Gantz nach deiner Vorschrift leben,  
Hier und in der Ewigkeit,  
Warnin, Trostin, Huld und Liebe,  
Du Beredelin der Tribe,  
Di der rohe Mensch entweist.

Ist des Lebens Kraft verzeret,  
Mir der letzte Wunsch gewäret,  
Blickt mein Geist ins Heimatland —  
Dan erscheinst du mir zur Freude,  
Macht ein Ende jedem Leide,  
Reichst mir liebreich deine Hand.

Ein anderes, sehr deutschpatriotisches Gedicht athmet Haß und Verachtung gegen die „Franslinge“ (d. h. Anhänger der Franzosen unter den Deutschen) und Bonaparte, welchen er den

\*) Wolfes Verbesserungen für „Göttin“ und „würdig.“

„Hölner“ nennt, weil er die Erde in eine Hölle verwandelt habe und dgl. m.

Wie groß Wolfes Ansehen damals war, wie hoch auch seine sprachreinigenden Arbeiten von Männern ersten Ranges geschätzt wurden, das zeigt uns das Gespräch, welches Ditmar bei seiner ersten Begegnung mit Jean Paul in Bayreuth hatte. Ditmar führt sich mit einem Brief Wolfes bei Jean Paul ein, findet diesen gerade beim Studium von Wolfes „Anleit“ und Jean Paul spricht sich darauf mit wärmster Anerkennung nicht nur über Wolfes Person und Charakter, sondern gerade speciell über seine sprachreinigenden Arbeiten aus. Ja, er äußert, wenn er seine Opera omnia edire, woran er jetzt stark denke, so wolle er Wolfes „Anleit“ noch einmal durchstudiren, um seine Schriften nach demselben zu corrigiren! Alles könne er aber doch nicht annehmen, namentlich die Orthographie nicht\*). Das ist immerhin ein viel sagendes Zeichen der Anerkennung.

Werthvoller und bedeutender als Wolfes Bemühungen, die deutsche Sprache zu verbessern, war ohne Zweifel sein pädagogisches Wirken, in welchem er mit Basedow zusammen stand. Auf diese Seite seiner Thätigkeit, resp. auf das sogen. Philanthropin bezieht sich nun auch der Brief von Kant, welchen Ditmar offenbar von Wolke zum Geschenk erhalten hat. Wolke hat in seinem eigenthümlichen Jargon über denselben die Bemerkung gesetzt: „Schreiben des verstandberühmten Heldenkfers Kant an Wolke.“ Der Brief selbst lautet:

Verehrungswürdiger Freund!

Wenn ich hier alle Lobeserhebungen, die nur die größte Schmeicheley ersinnen kann, häufete, so würden sie wirklich doch nur die aufrichtige und wahre Gefinnung meines Herzens ausdrücken. Sie sind der letzte Denker, auf dem alle Hoffnung der Theilnehmer an einer Sache, deren Idee allein das Herz aufschwellen macht, igt beruht. Die Beharrlichkeit, bey so vielen Hindernissen einen so großen Plan auszuführen, erwirbt Ihnen

\*) Nach Ditmars Reiseotizen, Mai 1816 (Reise von Dresden nach Heidelberg).

mit Recht die Bewunderung und den Dank von jedermann, der da versteht, was es heiße, nach seiner ganzen Bestimmung ein Mensch zu seyn, und wenn Sie auch nur durch einen feineren Ehrbegriff getrieben würden, alle Gemächlichkeit des Lebens so dem öffentlichen Besten aufzuopfern, so würde es überall kein gewisseres Mittel geben, Ihren Namen dem Danke der spätesten Nachkommenschaft zu überliefern, als das Geschäfte, dem Sie sich weihen und welches, wie ich mit vielen anderen jetzt hoffe, seinen Zweck (wenn der Himmel Sie nur gesund erhält) sicherlich nicht verfehlen wird.

Ich habe eben igt das Pack mit den letzten Pädagogischen Stücken des ersten Jahrganges erhalten und werde sie gehörig vertheilen. Ich muß aber zugleich von einer Veränderung, und, wie ich hoffe, Verbesserung der Art, wie die philanthropinische Angelegenheit künftig in unserer Gegend betrieben werden kan, Nachricht geben. Die Kanterische Zeitung, durch welche allein gelehrte Ankündigungen im Publikum verbreitet werden können, ist bald in eines, bald des anderen Hände gegeben worden. Jetzt dirigirt sie der reformirte H. C. Hofprediger und Doctor Theol: Crichton. Dieser sonst gelehrte Mann hat sich zeither nicht sonderlich günstig vors Philanthropin erklärt und, da sein Urtheil, theils durch seine weitläufige Bekanntschaft, theils die Zeitung, welche er jetzt in seiner Gewalt hat, meiner Ihnen gänzlich ergebenen Gesinnung ein großes Hindernis in den Weg legen könnte, so habe ich, statt des fruchtlosen Controvertirens, das schmeichelhaftere Mittel ergriffen, diesen Mann auf Ihre Seite zu ziehen, nämlich dieses, daß ich ihn zum Haupte Ihrer hiesigen Angelegenheiten machte. Dieser Versuch ist mir gelungen, indem ich ihm, durch die Vorstellung der wichtigen Verbesserungen, welche unter H. C. N. Volk's direction am Institute gemacht worden, einen Weg lies, ohne sein voriges Urtheil zu wiederrufen, zu einem ganz entgegengesetzten überzugehen. Ich glaube, daß dieses Mittel auch sonst nützlich sein kann: denn die, so ihren Beyfall verweigern, so lange sie nur die zweynte Stimme haben, werden gemeiniglich ihre Sprache ändern, wenn sie das erste und große Wort führen können.

Ich habe also H<sup>o</sup>En. Hofprediger Doctor Crichton die Liste der bisher Pränumerirenden und den Auftrag, den ich hatte, Ihre Angelegenheit künftig durch öffentliche Ankündigung, colligirung und anderweitige Bewerbungen aufs Beste zu treiben, übergeben, und er hat solchen gern übernommen. Und nun bitte ich inständigst an gedachten Herren Crichton doch so bald als möglich zu schreiben, Ihr Zutrauen zu ihm zu äusseren, vornemlich aber, entweder schriftlich von den neuen Verbesserungen die das Institut, entweder dem Plane oder der Ausführung nach, seit Ihrer Direktion erhalten hat, eine kurze Idee zu geben, oder solche im nächsten Stück der Unterhandlungen zu versprechen. Denn er schien über den Vorwand verlegen zu seyn, bey der öffentlichen hiesigen Ankündigung seine neue Denkungsart zu rechtfertigen und bedarf gewisse Gründe dieser Aenderung aus der Sache selbst, ohne sein voriges Urtheil wiederrufen zu dürfen.

Wir sind beyde in den Principien der Beurtheilung eines solchen Instituts zwar himmelweit auseinander. Er sieht die Schulwissenschaft als das einzige Nothwendige an und ich die Bildung des Menschen, seinem Talente sowohl als Charakter nach. Aber nach der guten Einrichtung die Sie getroffen haben, kann beyden genug gethan werden. Ein Exemplar von allen Stücken des künftigen Jahrganges werden Sie auch nicht vergessen vor ihn künftig bezulegen, imgleichen doch zu besorgen, daß die, so bisweilen einige Päckchen von dieser Schrift hieher abzuliefern haben künftig keine spesen fordern, wie der Jude Hartog Jacobs kürzlich that, dem 5 fl. Frachtkosten (mit 24 gr. preußisch accise eingeschlossen) nach unserem Gelde bezahlt werden mußten, die sich nicht füglich auf die interessenten repartiren lassen.

Ob ich gleich mich auf solche Weise von der hiesigen Versorgung Ihrer Angelegenheit loszusagen scheine, so ist dieses doch keineswegs so zu verstehen. Denn da Ihnen der izehigen Einrichtung unserer Zeitungen, von mir nicht anders als nach der schon gemeldeten Art gedient werden konte, so habe ich mich dazu entschlossen; gleichwohl Ihrem neuen Geschäftsträger meinen Beystand, in allen Fällen, wo es ihm zu viel Beschwerde machen möchte, angeboten, wie ich mich denn eben so willig, zu Ihren

anderweitigen Aufträgen und allem was Ihr Interesse betrifft, fernerhin darbiethen und nach herzlichster Begrüßung von Herren Motherby und seiner Frau an Sie und Ihren Sohn mit der größten Hochachtung bin

Ihr und des ganzen Instituts  
ergebenster Diener

J. Kant.

Königsberg, d. 4. August 1778.

\* \* \*

Man ersieht aus diesem Briefe, wie hoch ein Mann von der Bedeutung Kants die pädagogische Wirksamkeit Wolfes, die mit dem Philanthropin neu angebahnte Richtung schätzte. Wichtiger und interessanter erscheint aber der Einblick, den wir durch denselben in den Charakter Kants gewinnen. Der große Philosoph zeigt sich hier als ein weltgewandter Diplomat, der mit großer Klugheit die Schwächen seiner Nebenmenschen zur Förderung eines guten Zweckes zu benutzen weiß. So ist der Brief zwar nicht von wissenschaftlicher Bedeutung, dafür aber von um so größerem allgemein menschlichem, psychologischem Interesse, zur Charakteristik Kants nicht unwichtig und daher von jedem Biographen des großen Königsberger Denkers wohl zu berücksichtigen.





## Aus einer Denkschrift des Professors Georg Friedrich Parrot.

---

Folgenden Brief des bekannten Dorpater Professors der Physik G. F. Parrot († 1852) an den Kaiser Nicolaus I. entnehmen wir der „Rusſkaja Starina“ (1895, April S. 213 ff.). Die Umstände, unter denen er geschrieben worden, gehen aus den Anfangszeilen hervor.

1839, März 8. (20.)

Majestät!

Ich habe den Bericht des Ministers der Volksaufklärung vom 7. Juni 1838 gelesen und zwar in der deutschen „Allgemeinen Zeitung“ vom 21. Februar 1839\*), welche Nummer in Petersburg unterdrückt worden ist. Die Redaktion fügt nichts hinzu in der Ueberzeugung, daß die Sache an sich ihre Wirkung haben werde. Sie bemerkt nur einleitend, daß dieses Dokument in zahlreichen handschriftlichen Exemplaren russisch und deutsch zirkulire, und daß Eure Kaiserliche Majestät mit Bleistift darauf geschrieben: „Ich genehmige es.“

Man fragt sich zunächst, warum dieses von Eurer Kaiserlichen Majestät gebilligte Reskript vom 7. Juni 1838 bis zum 27. Februar 1839, an welchem Tage es durch das Mittel einer deutschen Zeitung in Petersburg eintraf, nicht veröffentlicht worden ist.

---

\*) Neuerdings wieder veröffentlicht in „Fünzig Jahre russischer Verwaltung in den baltischen Provinzen“ (Leipzig 1883), S. 23—25.

Man fragt sich, warum das fremde Blatt, das eine so gewichtige, drei blühende Provinzen Ihres Reichs aufs lebhafteste interessirende Anordnung veröffentlicht, unterdrückt worden ist. Europa muß glauben, daß Eure Majestät fürchten, Ihren Willen hinsichtlich des öffentlichen Unterrichts bekannt zu geben. Was mich betrifft, so bin ich wohl überzeugt, daß Sie nicht glauben, ein Interesse daran zu haben, was Sie für die Civilisation Rußlands thun, in ein dunkles Geheimnis zu hüllen. Sie bedürfen keiner Hintergedanken für das Gute, das Sie thun wollen. Das Geheimnis ist nur denen erforderlich, die, um Thatsachen und Grundsätze mit Gewalt zu verdrehen, Sie zum Irrthum verleiten und aus dieser Ursache die Oeffentlichkeit so sehr fürchten.

Eure Majestät haben von mir Wahrheit verlangt. Seit zwölf Jahren habe ich sie Ihnen ohne Umkleidung geboten. Mein Gewissen fordert mich laut auf, diese Pflicht heute gegenüber dem erwähnten Bericht zu erfüllen. Geruhen Sie mich zu hören.

Der Bericht sagt: Die russische Sprache dringt nur mit Mühe und sehr langsam in die baltischen Provinzen ein.

Meine Antwort darauf lautet: So ist es, und ich denke, daß wenn die Sache sich schneller machen ließe, sie sich von selbst gemacht hätte, da die baltischen Provinzen wohl überzeugt sind, daß es in ihrem Interesse liegt, wenn diejenigen, die sich dem Dienste der Provinzen und Rußlands widmen, das Russische vollkommen kennen. Keinesfalls ist der öffentliche Unterricht dieser Provinzen die Ursache dieser Langsamkeit. Jede öffentliche und private Schule und die Universität selbst hat Lehrer der russischen Sprache und Literatur, die besten, die man finden kann, und zu ihrer Aufmunterung hat man ihnen Rang und Bezüge der wissenschaftlichen Lehrer verliehen, deren sich die Lehrer der anderen lebenden Sprachen nicht erfreuen. Die Universität wendet sogar Zwangsmaßregeln zur Begünstigung des Studiums des Russischen überall an, wohin ihre Autorität reicht.

Diese beständigen Ausfälle gegen den geringen Fortschritt der russischen Sprache in den baltischen Provinzen rühren von Personen her, die die Dinge nicht kennen und glauben, es reiche hin, russisch zu sprechen, um ein guter russischer Patriot zu sein. Sie übersehen, daß heute die Gegenstände des wissenschaftlichen

Unterrichts auf Schule und Universität so zahlreich und so unumgänglich sind, daß es unmöglich ist, dem Studium einer lebenden Sprache mehr Zeit zuzuwenden als man sie dem Russischen widmet. Sie übersehen, daß eine lebende Sprache sich leicht und schnell nur da lernen läßt, wo das Volk diese Sprache redet. Der Verfasser des Berichts will die Bevölkerung der baltischen Provinzen in drei Jahren zum Russischsprechen bringen. Glaubt er denn wirklich infolge seines Plans die russische Nationalität den Provinzen aufzupropfen, daß die russische Sprache als solche dem Herrscher und dem Vaterlande ergebene Unterthanen mache? Dann hätten ja alle die Verräther, die der denkwürdige 14. Dezember enthüllt hat, kein Wort Russisch verstehen müssen.

Ich wiederhole: die russische Sprache wird in die gebildeten Klassen der baltischen Bevölkerung von selbst eindringen, aber langsam und im Verhältnis zum Fortschritt der Wissenschaft und Literatur in Rußland. Gewaltmaßregeln können nur den Eintritt dieser Epoche verzögern.

---

Der Bericht beklagt, daß die baltischen Provinzen während eines Jahrhunderts sich fernrussischem Charakter und fernrussischer Sitte so wenig genähert hätten, ohne offen zu sagen, worin dieser Charakter und diese Sitten bestehen.

Der Charakter eines Volkes hängt vom Einfluß des Klimas, der Gesetzgebung und der Religion ab; seine Sitte von mehr oder weniger alten Gewohnheiten, von seiner Geschichte und seiner Kulturstufe. Sehen wir zu, unter welchem von all diesen Gesichtspunkten der Balte sich dem russischen Charakter und russischer Sitte nähern sollte.

Das Klima? Gott giebt es allen; wir können mehr oder weniger Wälder verwüsten, Sümpfe trocken legen, Korn säen. Aber wir werden nie die Temperatur der Krim oder die Berge des Kaukasus nach Petersburg versetzen oder die Kälte Nord Sibiriens in die Nachbarschaft des Ararat. Also giebt es nach dieser Richtung hin nichts zu modeln.

Die Gesetzgebung? Sie ist Menschenwerk und kann geändert werden. Will der Verfasser des Berichts, der die fernrussischen

Sitten fordert, die Zeiten wieder aufleben lassen, da die Nation in ihrem Schoße keinen Mann fand, der sie zu regieren fähig war, und deshalb den Normannen Kurik berief, oder die Jahrhunderte, da Rußland, in mehrere Großfürstenthümer getheilt, sich als Beute der Barbarenhorden sah, oder lieber jene neueren, da die Strelitzen die Prätorianer und Janitscharen Rußlands waren? Die gegenwärtige Gesetzgebung, durch Peter den Großen begründet, hat diese alten Sitten aufgehoben, und ohne dem russischen Charakter unrecht zu thun, läßt sich zweifeln, ob ein wohlunterrichteter Russe den Verlust jener vergangenen Zeiten bedauert.

Die Geschichte? Die neuere Geschichte Rußlands datirt von Peter dem Großen und hat mächtig auf die Sitten des russischen Volks eingewirkt. Prüfen wir die Wirkung unter den verschiedenen Regierungen.

Unter Peter I. war sie am sprunghaftesten, am gewaltsamsten. Es handelte sich darum, Rußland in die Reihe der europäischen Staaten zu stellen. Rußland haßte vor dieser Epoche fremde Sitten und folglich die Ausländer. Es litt damals nur Kaufleute, mit welchen es den Gewinn des Handels theilte. Peter I. wollte im Fluge die mechanischen Künste und Wissenschaften einführen, welche zur Flotten- und Heeresbildung in Beziehung stehen. Darum die Einführung der Ausländer, der Deutschen und Holländer. Darum die Bildungsreisen des Zaren und seine Anordnungen, die Russen zur Reise ins Ausland zu gewinnen. Diese Bemühungen eines vielleicht zu absoluten Geistes haben wohl Schiffe, geschulte Soldaten und Festungen geliefert, aber nicht Wissenschaft und Aufklärung befördert, die doch die Grundlagen der Zivilisation sind.

Katharina II. nahm das Werk fast an dem Punkte wieder auf, wo ihr großer Vorgänger es gelassen hatte. Sie hatte gleicherweise große Ideen und setzte die Kriege Peters I. fort. Sie begünstigte Wissenschaften, Künste und Handel. Sie triumphirte über die Türken, um das schwarze Meer zu beherrschen, und theilte Polen, um die Grenzen des Reichs dem übrigen Europa mehr zu nähern. Ihr Ruhm war ihr Wille, den Russen ein Gesetzbuch zu geben, und selbst hat sie ihre berühmte „Instruktion“ geschrieben. Sie scheiterte, weil ihr Volk keine Rechtsgelehrten hatte. Indessen gab sie einige Gesetze, die in

Geltung verblieben sind, zu Gunsten der Bauern, und organisirte Rußland in Gouvernements. Der Russe reiste viel unter ihrer Regierung, nur bildeten diese Reisen Touristen, die mehr auf Vergnügen als auf Kenntnisse ausgingen. Immerhin ließ diese vorzeitige und überflüssige Zivilisation, die mit so wenig Einsicht erworben war, den Russen glauben, daß er viel weiter vorgerückt sei, als er es war. Was Gutes geschah, geschah größtentheils durch die Deutschen, die nach Rußland strömten, und durch die Bewohner der baltischen Provinzen, die sich in Petersburg sammelten; und die russische Zivilisation hätte viel mehr gewonnen, wenn die Menge französischer sogenannter Hofmeister nicht eingebracht wäre, die nur den Gebrauch ihrer Sprache kannten und das Vorurtheil begründeten, das noch lange darnach gewährt hat: man brauche nichts zu lernen, wenn man mit Leichtigkeit französisch sprechen könne. Die derzeitige Armuth an Unterrichtsmitteln konnte nicht mit Erfolg gegen dieses bequeme Vorurtheil kämpfen, das den Fortgang der Bildung bis auf Kaiser Alexander I. aufgehalten hat.

Erst unter dieser dritten schöpferischen Regierung entstanden die zahlreichen öffentlichen Unterrichtsanstalten, die noch heute die Grundlage der nationalen Bildung ausmachen. Aber die Hauptträger dieser Bildung waren die baltischen Provinzen und die Ausländer; der Nationalrusse konnte zu diesem großen Werke nur wenige geeignete Personen bieten.

Kaiser Nikolaus I. wurde über diesen Mangel, wie über die verderblichen Wirkungen nationaler Eifersucht und des Despotismus der Kuratoren, unter dem die Universitäten im Innern hinwelkten, unterrichtet, und nahm den ihm vorgelegten Plan, eine Generation junger russischer Professoren zur Begründung einer wahrhaft nationalen Zivilisation heranzubilden, an. Doch so stark sein Eifer zum Ausdruck gekommen war, scheiterte er an einem Kunstgriff dieser selben inneren Universitäten. Sie erklärten, zusammen nicht mehr als zwanzig Personen für jenes Unternehmen liefern zu können. Indessen nahm seine Standhaftigkeit auch diese geringe Zahl an und der anerkannte Erfolg auch dieser kleinen Minderheit läßt bedauern, daß der Plan nicht im großen ausgeführt worden.

Die Kulturstufe? Ich müßte fürchten, Eurer Majestät Einsicht zu kränken, wollte ich erst zu beweisen suchen, daß der Kulturgrad der baltischen Provinzen höher ist als der des übrigen Rußlands. Alle aufgeklärten Russen gestehen das, wenn auch mit Bedauern, zu, und nur einige erhitzte und durch mißverstandenen Patriotismus irreführte Köpfe bilden sich das Gegentheil ein. Wenn also der Verfasser des Berichtes die Annäherung der baltischen Provinzen an die Kultur derjenigen wünscht, die er als russisch par excellence betrachtet, will er, daß die Liv-, Kur- und Ehstländer einen Theil ihrer deutschen Kultur opfern, um sich den anderen Provinzen zu assimiliren. Es kommt ihm nicht in den Sinn, daß es gerade umgekehrt seine Pflicht sei, dahin zu arbeiten, daß die Kultur des übrigen Rußlands sich auf die Stufe der baltischen Provinzen hebe. Der Undankbare vergißt, daß er seine eigene Bildung einer deutschen Hochschule verdankt...





## Politische Korrespondenz.

---

Es mag lange her sein, seit ein Minister im deutschen Reichstage durch eine hochpolitische Rede einen solchen Sturm der Anerkennung entfesselte, als der Staatssekretair des Auswärtigen am 13. d. M., und die Reichsboten erinnern sich nicht einer würdigeren Sitzung in dieser Tagung beigewohnt zu haben, als hier bei der Berathung über Transvaal und das Verhältniß zu England. Die äußere Politik ist eben das Feld, wo allein noch eine Einmüthigkeit zu gewinnen ist. Und Herr von Marschall hat denn auch seine Sache so vortrefflich geführt, daß nicht blos Anerkennung, sondern ein gewisses Staunen darüber sich kund that, wie dieser Mann, den man vor ein paar Jahren den Minister étranger aux affaires nannte sich entwickelt habe und mit seinem Amte gewachsen sei. Die Rede war, wie gesagt, vortrefflich in ihrer Ruhe, Sachlichkeit und Festigkeit, und wenn die Engländer den Wunsch hegten, sich von der Unsachlichkeit ihrer Erregung zu überzeugen, so fänden sie in diesen offiziellen Darlegungen alle nöthigen Mittel dazu. Die Hauptsache war, daß nach der Versicherung des Staatssekretairs „unsere Beziehungen zu der englischen Regierung keinen Augenblick aufgehört haben gute, normale und freundliche zu sein.“ Das ist mehr, als was Manche für wahrscheinlich hielten, die seit Wochen aus englischen Blättern einen Strom von Galle sich ergießen sahen, von dem man annehmen durfte, daß er doch einigen Einfluß auch auf die Haltung der britischen Regierung ausüben könnte. Und man hatte zu solchen Befürchtungen um so besseren Grund als manche Leiter dieser

Regierung einen Ton in ihren Reden angeschlagen hatten, in dem kaum mehr die diplomatischen Formen der Freundschaft erkennbar waren. Balfour, Chamberlain, selbst der Lord auf der Kommando-  
brücke redeten als ob Deutschland gedroht hätte, nicht in Transvaal, sondern in Irland zu interveniren, und sie haben ja ohne Zweifel ihre Gründe dazu und ihre Zwecke gehabt. Denn selbst ein so ruhig und billig denkendes Volk, wie John Bull, wird doch endlich ungeduldig, wenn es ein Jahr lang Niederlage auf Niederlage erleidet, bald hier, bald da, ohne recht die Ursachen zu erkennen, warum man es denselben ausgesetzt hat, und da sammelt sich der Mergel im Innern auf, und in dem unbehaglichen Gefühl sucht man Luft zu bekommen durch tüchtiges Zanken gegen einen guten Mann. Da war denn Deutschland der gute Mann, um so lieber als es in Handel und Wandel auch oft unbequem ist und man sich schon des Dostern über „made in Germany“ und dergleichen geärgert hatte. So goß man denn also als praktischer Held die in Ostasien, am Mekong, in Armenien, in Konstantinopel, in Venezuela überreizte Leber gegen Deutschland, als den ungefährlichsten Nachbar aus und benutzte zugleich die Gelegenheit wie ein geriebener Börsianer, um die Nothwendigkeit einer bedeutenden Vermehrung der Flotte dem englischen Steuerzahler klar zu machen. Das war so die Gefühlsseite in dieser Angelegenheit. Hinter derselben steckt denn aber doch auch ein gut Theil politischer Realität, wenn man auch zugeben muß, daß es zu wenig ist, um den alten guten Ruf Lord Salisbury's als eines Politikers des thatkräftigen Realismus wieder herzustellen oder selbst um diesem Kabinet seine Popularität zu sichern. Gegenüber den Erklärungen des Herrn von Marshall und den klaren Thatfachen des deutschen Weißbuches über Transvaal ist es nicht möglich, die vorher beliebten Vorwürfe und Drohungen noch weiter fortzusetzen oder aufrecht zu halten, und man hat sich denn auch schon vorher in der Thronrede, mit der das Parlament am 11. d. M. eröffnet wurde, darauf besonnen, daß es mit Deutschland gar keinen Konflikt giebt. Ich wüßte mich keiner Thronrede eines europäischen Großstaates zu erinnern und keiner offiziellen Erklärungen, wie Lord Salisbury sie im Oberhause am selben Tage der Parlamentseröffnung abgegeben hat, welche schwere Niederlagen mit so

guter Miene der Welt kund gethan hätten. Das Spiel bleibt darum doch böse genug und es gehört dazu die ganze englische Selbstzufriedenheit, es gehört die englische Unbekanntschaft mit der Presse fremder Länder, um sich einzureden, daß England mit dem Gang der Dinge in der Türkei, in Venezuela, in Transvaal und Asien zufrieden sein dürfe und Alles zum Besten stehe. England erkennt ruhig das Recht der Union, sich in die südamerikanische Grenzfrage einzumischen an und der Premier meint ohne mit den Wimpern zu zucken, „daß die Einmischung der Vereinigten Staaten in die Angelegenheit Venezuelas befriedigende Resultate für England schneller herbeiführen könne, als es ohne die Einmischung möglich gewesen wäre.“ Die Monroe-Doktrin findet man heute sogar ganz annehmbar. Das sind, von anderen Demüthigungen zu schweigen, so schwere diplomatische Schläge als England seit hundert Jahren kaum ruhig welche hingenommen hat. Aber die Zeiten sind eben andere geworden, seit man aufhörte für ein europäisches Gleichgewicht zu schwärmen. Es handelt sich heute um ein Gleichgewicht nicht mehr in Europa, sondern in der Welt, und da giebt es nur zwei Konkurrenten, die Union und Rußland: mit beiden wird auch das „greater Britain“ sich hüten anzubinden ohne starken Rückhalt, und welchen Bundesgenossen könnte England etwa gegen die Union in Aussicht nehmen? Vorläufig jedenfalls keinen Staat von erheblichen Machtmitteln. Andererseits aber bedeutet ein ernster Zusammenstoß mit der Union für England den sofortigen Verlust von Kanada, welches, obwohl größer als die Union, doch sich mit dieser kriegerisch nicht messen kann, nicht etwa wegen der 10 bis 50,000 Mann Truppen, die Bruder Jonathan bereit hält, sondern wegen dessen sehr überlegener potentiellen Machtmittel. Inzwischen hält man es freilich doch für nöthig, in Kanada zu rüsten und sich zu befestigen — eine für den Ernstfall wahrscheinlich nutzlose Anstrengung. —

Was England will und trotz aller schwachvollen Behandlung, die es sich gefallen läßt, ruhig weiter verfolgen wird, das ist die Befestigung und Sicherung seiner Weltstellung. Diese hängt aber davon ab, ob es ihm gelingt, seine Kolonien enger als bisher mit dem Mutterlande zusammenzuschließen, insbesondere ob die großen und verfassungsmäßig der englischen Gesetzgebung nicht

unterstellten Kolonien von Australien, Kapland und Kanada sich dazu verstehen werden, an dem Schutz des Mutterlandes im Kriegs-falle pflichtgemäß sich zu betheiligen und entsprechende Ausgaben für Streitkräfte zu übernehmen. Denn bisher schützt Großbritannien fast allein seine Kolonien mit Aufwand des größten Budgets für Heer und Flotte in der Welt. Diese großen Kolonien aber waren bisher solchen Forderungen sehr unzugänglich, weil sie sich von keiner Seite her bedroht sahen, also eine vermehrte Kriegssteuer nur einseitig dem Mutterlande oder andern Kolonien wäre zu Gute gekommen. Heute ist Kanada bedroht, aber alle Rüstungen würden im Ernstfall gegen die Union unzureichend sein; Kapland mit seinen Nebenkolonien bedarf ebenfalls verstärkter Kriegsmacht, aber nicht zum Schutze, sondern zur Fortführung der seit zehn Jahren in einem festen Plan gestalteten erobernden Politik, deren Ziel ist, Afrika, wenigstens den Süden bis hindurch zur Nil-mündung für die angelsächsische Rasse zu gewinnen. Der Gedanke, daß dieser Plan durch Deutschland ernstlich könnte beanstandet werden, war es denn auch, was die Times und ihren Anhang neuerdings so in Aufregung brachte. Je weniger Aussicht vorhanden ist, Kanada zu halten, um so wuchtiger wirft man sich in London auf Afrika, um dort Entschädigung zu finden. Amerika hält man bereits für so verloren, daß man ruhig die Monroe-Doktrin hinnimmt, dafür aber eine ähnliche Lage für sich in Anspruch nimmt in Rücksicht auf das südliche Afrika. Hier soll die englische Weltstellung einen neuen Grundpfeiler erhalten, wie ein zweiter in Aegypten errichtet wird, und um diese Pläne durchzuführen, wird England vielleicht selbst große Konzessionen in der Türkei, in Ostasien machen. All der Lärm des letzten Jahres und alle Niederlagen, die England erlitten, haben England nichts gekostet, wenn man die Meinung der Welt nicht etwa veranschlagen will, vielmehr den Beutel des Steuerzahlers geöffnet, nur mit einer Ausnahme: in seiner Stellung zur dritten Weltmacht, zu Rußland. Hier ist die Niederlage sehr real und wird ihre Wirkungen wohl noch lange verspüren lassen.

Die von der „Pol. Korrespondenz“ neulich gebrachte, von den Botschaften in Konstantinopel zusammengestellte Uebersicht über die armenischen Vorgänge des letzten Jahres geben ein etwas

anderes Bild, als welches man nach den Berichten der Tagesblätter sich gemacht hatte. Aus diesen amtlichen Darlegungen geht hervor, daß der Angriff in den Kämpfen und Mezeleien meist von den Muselmännern ausgegangen ist. Andererseits ersieht man aus dem englischen Blaubuch, daß die Mezeleien der Muselmänner, wenn nicht hervorgerufen, so doch geschärft wurden durch Provokationen von armenischer Seite. Und diese Provokationen wurden mit Bewußtsein angestellt, geleitet von einem revolutionären Comité, das Anfangs in Athen, dann in London saß, und von dem man sagen darf, daß es, wenn nicht unterstützt, so doch von englischer Seite geduldet worden ist. Indessen sind Zustände, wie diese, wo 25,000 Menschen niedergemacht wurden, weil einige Morde an Muselmännern begangen und andere erbitternde Angriffe der Armenier gegen die türkische Herrschaft erfolgt waren, doch nach europäischen Begriffen solche, daß die Mächte allen Grund und eine starke Verpflichtung hatten, einzuschreiten und Ordnung auch für die Zukunft möglichst herzustellen. Ob es von England politisch klug war, wieder ohne Verbündete hier vorzugehen, wie es kurz vorher ohne Verbündete für Japan eingetreten war, bleibt zu erwägen. Der Erfolg zeigt, daß keine anderen Mächte in die armenischen Angelegenheiten sich verwickeln ließen, daß vielmehr Rußland eine Stellung aus diesen Wirren sich herausgeschält hat, wie es seit Jahrzehnten sie am Goldenen Horn nicht besessen hat. Und diese Stellung wird sich ohne Zweifel für England sehr bald unliebbar fühlbar machen, vor Allem am Nil, wo Rußland auf billige Weise es in der Hand hat, Frankreich für seine Liebenswürdigkeit abzulohnen. Zum Glück ist Deutschland in der Lage, diesen Wahrscheinlichkeiten mit vollem Gleichmuth entgegenzusehen, bis zu dem Augenblick, wo etwa die Frage aufgeworfen wird, wer statt Englands den Suezkanal bewachen solle. Und ehe es dazu kommt, werden wir wohl noch mancherlei Ueberraschungen durch die sprunghafte und versteckte Politik Englands erleben. Gerade diese Position am Suez ist für England von solcher Bedeutung, daß es, wie ich meine, sie nicht freiwillig aufgeben kann, oder auf andere Weise sich die Beherrschung der Verbindung zwischen dem Mittelmeer und dem Indischen Ozean sichern muß. Das wird klar durch einen Blick auf die gegen-

wärtige Lage in Ostasien. Sobald Rußland, was ja vorauszu-  
sehen leicht ist, am Golf von Petschili beherrschende Stellung ge-  
winnt, sobald es auch nur einen guten eisfreien Hafen von Korea  
erwirbt, ist die starke Stellung, ist der Handel Englands in China  
bedroht, und kommt dann hinzu, daß der Suezkanal für England  
nicht sicher ist, so sind die englischen Interessen in Ostasien völlig  
in der Hand Rußlands. Ein Hafen, etwa Port Hamilton oder  
Tschusan, würde dann nicht mehr das Gleichgewicht herstellen  
können. Die neuesten Wirren in Söul, wo der König die Ja-  
paner verlassen und sich in russischen Schutz begeben hat, sind eine  
neue und sehr derbe Mahnung an England. Und wenn ich nun  
nach einer Seite wenigstens einen Schluß aus dem äußeren Ver-  
halten der englischen Regierung in den letzten Wochen ziehe, so ist  
es der, daß England gesonnen ist, sich für den Fall der Auflösung  
der Türkei vorzubereiten durch Verstärkung seiner Stellung in  
Aegypten, und daß es mit Preisgabe seiner europäischen Stellung  
zur Sicherung seiner Seeherrschaft alle Kraft aufbieten will, aber  
um dieses zu verdecken die Vorgänge in Transvaal und das Ge-  
schrei der kontinentalen Presse zum erwünschten Vorwand nimmt.  
Die taubensanfte Thronrede vom 11. Februar selbst ist ein Zeichen,  
wie ängstlich man sich in London hütet, seine wahren Sorgen zu  
enthüllen. Sie paßt zu dem großmüthigen Uebermuth der mini-  
steriellen Reden, die vorausgingen, in keiner Weise.

Gegenüber der Bedeutung, welche das russisch-englische Ver-  
hältniß in der Politik heute einnimmt, treten die anderen In-  
teressen sehr zurück. Die finanzielle Noth am Bosphorus, die Um-  
sialbung des Prinzen Boris, das sind Dinge, die jetzt bereits in  
den Kreis dieses russisch-englischen Interesses gehören. So ge-  
spannt man in Deutschland auf die Balkanhalbinsel hinblickt, so  
glaubt man nicht, daß Rußland, in dessen Hand die Dinge dort  
eben liegen, einen kriegerischen Konflikt gestatten wird. Ebenso-  
wenig wahrscheinlich ist, daß Rußland es in Ostasien ohne zwingen-  
den neuen Zwischenfall zu Konflikten mit Japan oder England  
werden kommen lassen. Der Friede könnte nur von England, sei  
es mittelbar, sei es unmittelbar, gestört werden, wenn letzteres  
einen Bundesgenossen findet oder sich in Aegypten bedroht sieht.

Recht bedenklich wird die Lage in *Cuba* und *Crythra*.  
Spanien wie Italien sind nicht reich genug, um jahrelange Kriege

zu führen, und weder die cubanischen Rebellen noch die abessinischen Feinde haben bisher eine Erlahmung ihrer Kräfte gezeigt. Seit weniger die Fürsten als die Völker die Kriege machen, ist es viel schwerer geworden, mit einer Schlappe den Kampf aufzugeben: die Ehre des Volks und die Erhaltung des Kabinetts setzen weit mehr als die Fürsten früherer Zeit aufs Spiel um zu siegen, und so laufen beide Staaten Gefahr, an diesen Kämpfen zu verbluten, was weder für Spanier, noch Italiener, noch auch die Besitzer spanischer und italienischer Papiere eine angenehme Aussicht darbietet. Dazu sicht Spanien wenigstens für eine Insel von großem Werth und altem Besitz, Italien aber um neue Länder, deren Werth im Fall der Gewinnung erst erfahren werden soll. Das ist für den Dreibund ein ebenso unerwünschter als für Frankreich ein erwünschter Vorgang, weshalb denn auch die Bewaffnung der Schoaner vorwiegend französisch zu sein scheint.

In Frankreich ist die Krisis pro Februar wahrscheinlich wieder erledigt — wohl bis zum März. Indessen ist doch zu beachten, daß seit Jahr und Tag der Radikalismus Fortschritte macht und es dieses Mal nicht ein Ansturm blos einer Partei gegen den Senat war, wie er schon oft dagewesen, sondern eine prinzipielle Gegnerschaft zwischen dem Senat und den beiden andern Gewalten, die ungelöst geblieben ist. Besteht der Senat darauf, daß das Kabinet seine Verantwortlichkeit zwischen ihm und der Kammer gleichmäßig theilen solle, so kommt es bei nächster Gelegenheit zu einem Kongreß in Versailles, der, wie die Regierung heute zusammengesetzt ist, dem Senat und damit der ganzen Verfassung ernstlich gefährlich werden dürfte. Nach außen freilich sind auch die radikalsten Bourgeois nicht allzugefährlich.

Oesterreich = Ungarn steht vor dem gefährlichen Exempel des zu erneuernden Ausgleichs. Und so wunderbar es klingt, die Herren Magyaren scheinen selbst gewaltfam auf eine Lösung hinzustürmen, welche ihnen recht theuer zu stehen kommen würde. Man kann in Cislathanien kaum was Besseres wünschen, als daß die ungerechte Steuerbelastung von 1867 durch Ungarn selbst zerrissen würde. Allerdings gehen manche magyarische Wünsche noch weiter, indem sie einer reinen Personalunion zustreben. Nun, die Zersetzung des alten Reiches der Habsburgi-

schen Heirathen geht ja schon länger ihren Weg, und sollte sie in unsern Tagen schon ans Ziel gelangen, so glaube ich nicht, daß die nächsten Nachbarn mehr so viel Grund zum Trauern haben werden, als vor noch nicht gar langer Zeit. Der Dreibund hat manches an seiner systematischen Nothwendigkeit in den letzten Jahren bereits eingebüßt, — vor der letzten Consequenz aber wird man denn doch wohl selbst in Pest zurückzusehen, und vorläufig liegt in der Person Kaiser Franz Josef's noch die Garantie dafür, daß der mitteleuropäische Bund nicht vorzeitig in die Brüche gehen wird.

Berlin, d. 24. (12.) Februar 1896.



### **Berichtigung**

zu dem Aufsatz „Einiges zur Geschichte der Doblenschen Kirche“  
im Januarheft dieser Zeitschrift, Seite 13, Zeile 18 bis 28:

Die erste Schenkung Detlof von Plates ist nicht vor 1516,  
sondern nur vor 1593 geschehen; in welchem Jahre ist nicht bekannt,  
aber nach Dr. Otto, dessen erste Notiz ich mißverstanden hatte, vielleicht  
nur mehrere Jahre vor 1593. Dr. H. Bielenstein.

# Beilage

zur

## Baltischen Monatschrift.

---

März 1896.

---

Inhalt: Das Recht der Lords von Ringjale. Bal-  
lade von L. v. Schröder.  
Der alte Starck. Erzählung von Alexander  
Fehr. von Mengden.  
Kunstbriefe. VI. Von J. Norden.  
Litterarische Umschau. Von H. D.

---

Nachdruck verboten.



## Das Recht der Lords von Kingjale\*).

Ballade von L. v. Schröder.

Johann de Courcy, ein Ritter werth,  
Gar treu er war seinem Herrn,  
Kein Andern schwang so gewaltig das Schwert,  
Kein Andern schwang es so gern.

„Dem König Richard gehört mein Arm,  
Dem Löwenherzen mein Blut!“  
Für König Richard der Feinde Schwarm  
Zersprengte er lustig und gut.

Doch als König Richard sank dahin  
Und Herr ward König Johann,  
Der schlug in Barden mit argem Sinn  
König Richards treuesten Mann.

„Meinen Bruder Richard du liebtest sehr,  
Mit ihm nur wolltest du ziehn!  
Laß müßig feiern nun Schwert und Speer,  
Im Thurm nun traure um ihn!“

Zu Pferd, du thörichter König Johann,  
Jetzt halte den Franken Stand!  
Zu streiten rücken sie dräuernd heran  
Um das schöne Normannenland.

„Meinen besten Ritter send' ich Dir —“  
Der Franken König entbeut —  
„Stell Deinen besten, sie kämpfen hier,  
Entschieden sei es noch heut!“

\*) An dieses berühmte Recht, das sich seit vielen Jahrhunderten schon in der Familie der Kingjales fortgeerbt hat, wurden wir vor einigen Monaten erinnert, als die Kunde vom Tode eines Lord Kingjale durch alle Zeitungen ging.

Johann, du thörichte König Johann,  
 Wie heiß die Neu' Dir erwacht!  
 Du hast Deinen besten Rittersmann  
 Geworfen in Kerkers Nacht.

Der König pocht an des Kerkers Thor:  
 „Mich reuet, was ich gethan!  
 Du guter Ritter, tritt eilig hervor,  
 Zu fechten für uns auf dem Plan!“

Johann de Courcy, ein Ritter gut,  
 Das Wort er schweigend gewährt,  
 Er setzt auf's Haupt sich den Eisenhut,  
 Er schwingt sich gerüstet aufs Pferd.

Er wirft den fränkischen Rittersmann  
 Gewaltigen Schwungs in den Sand:  
 „Für Dich, mein König, ich hier gewann  
 Das schöne Normannenland!“

„Nimm, edler Ritter, nimm Dank und Lohn  
 Und fordre, was Dir gefällt!  
 Was bieten ich kann von Englands Thron,  
 Es sei Dir gewähret, Du Held!“

„So sei mir gewährt, vor Englands Herrn  
 Zu stehn mit bedecktem Haupt,  
 Und Söhnen und Enkeln in weitester Fern'  
 Sei nimmer das Vorrecht geraubt.“

„Nimm hin die Gnade für ewige Zeit,  
 Für Söhne und Enkel, nimm hin!  
 Sie zeuge, das herrlichste Ehrenkleid,  
 Von dem herrlichsten Ritterfinn.“

„Und wer die Krone von England trägt,  
 Sei stolz auf Dich und Dein Recht,  
 Und laß es auch dauern unentwegt  
 Fortab von Geschlecht zu Geschlecht.“





## Der alte Starck.

Erzählung von Alexander Freiherrn von Mengden.

### I.

Ich verbrachte meine Sommerferien im elterlichen Hause in der Hafenstadt N., die zu jener Zeit noch ein idyllisches Nest war und nur wenig an den stolzen Handelsplatz gemahnte, zu dem sie sich mittlerweile ausgewachsen hat. Ich war zwanzig Jahre alt und Student.

Die Kommilitonen weilten jetzt größtentheils fern und ganz leise nur schlug das Brausen der Welt an die Thore der Jugendstadt. Eigentliche Langeweile aber verspürte ich nie. Ich ging den Hafen hinab bis an die Molen, wo an deren steinernem Fuß in der frischen Salzlust die Wogen des heimathlichen Meeres braudeten, ich jagte im Stadtwalde nach Wildtauben oder am Strande nach Möven oder auch: ich schlenderte gemächlich durch die Gassen und Gäßchen der guten Stadt, die friedlich und traulich mit ihren Mauern und Gärten aus dem Grün unzähliger Linden emporwuchs, und liebäugelte verstoßen mit dem Farbenbände an meiner Brust.

So that ich auch an jenem schönen Juminachmittage, der mich mit dem alten Starck zusammenführte. In der sonnigen Schwüle, die über der Stadt ausgebreitet lag, sah ich im spärlichen Schatten der gegenüberliegenden Häuserzeile eine kleine vornübergebeugte Gestalt die Straße abwärts eilen. Die ungleichen, ruckweisen Schritte, die fahrigen Bewegungen der kurzen Arme, das Eigenthümliche

der ganzen Erscheinung: das konnte niemand anders als der alte Starck sein.

Ich eilte hinüber und ihm nach.

Der Alte schritt rüstig aus, den Kopf zur Erde gesenkt, in der Rechten einen schweren schwarzen Knotenstock, den er bei jedem Schritte wuchtig und klappernd auf das Pflaster stieß. Wie ich näher herankam, bemerkte ich, daß der dunkle langschößige Rock, den er trug, an den Näthen glänzte und die plumpen Stiefel an seinen Füßen gestickt waren. Das war auch früher schon so gewesen.

„Herr Starck!“, rief ich, „Herr Starck!“

Er hielt inne und wandte sich um, den Kopf seitwärts gekehrt, wie neugierig und erstaunt, daß ihn jemand anrede.

Ein besonderer, merkwürdiger Kopf mit einem weitläufigen, gelblich bleichen, von unzähligen Fältchen bedeckten Gesicht, aus dem unter hoher Stirn kleine, trübe Augen etwas mißtrauisch mich anblickten. Dann aber, wie ich meinen Namen nannte, leuchtete es in den Auglein auf, pfliffig-freundlich und wehmüthig-vergnügnlich und über dem breiten Lachen, welches den borstigen Schnurrbart in die Höhe hob, verschwanden sie fast ganz unter den Falten der Lider.

„Sie, junger Herr!“, stieß er mit starker, rollender Stimme hervor, welche einzelne Consonanten besonders auffällig betonte, und drückte mir herzlich die Hand: „Aus Dorpat zurück, was? und es geht gut?“ Er wies schlau lächelnd auf meine bunte Mütze. „Na was frage ich! wenn man die frisch auf dem Kopfe hat, kann es einem nicht fehlen!“

Seine Auglein blitzten und er focht mit dem Stock aufgeregt umher.

„Wahrhaftig nicht!“ wiederholte er. „Sehen Sie, junger Herr; es sind an die fünfundvierzig Jahre her und doch ist es mir, als wäre es erst gestern, wie der Fernando Osten, mein liebster Freund — Gott habe ihn selig! — auf mich zutritt und die Freude leuchtet ihm von seinem braven Gesicht und er drückt mir von hinten her ganz sachte und verstohlen etwas auf den Kopf. Nun ich merkte ja gleich, daß es der neue Deckel war. Na, und was da folgte, der Zug in die Kneipe, und die Glückwünsche der andern, und von dort ins Weiße Roß . . . .“

Der Alte hatte schnell und eifrig gesprochen, jetzt erlosch der Glanz in seinen Augen, er schwieg und fast beschämt senkte er den Blick zur Erde.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie mit alten Geschichten belästige,“ sagte er dann, mit einem eigenen, wehmüthigen Lächeln. Er reichte mir die Hand: „Ich muß gehn.“ Etwas wie Mitleid regte sich in mir. Ich mochte mich noch nicht von ihm trennen. Langsam gingen wir die Straßen hinab, bis wir vor einem unansehnlichen Hause, dessen Thür zwei uralte Linden beschatteten, stehen blieben. Ich kannte es wohl, denn im Erdgeschoß lag die Törnersche Conditorei, in der ich zuweilen vorsprach. „Hier wohne ich“, sagte mein Begleiter und deutete mit dem Knotenstock zum zweiten Stockwerk hinauf, wo am Giebel ein bescheidenes Fensterchen sichtbar war.

Wir kletterten die dunkle Treppe empor, die nur von der Bodenluke her einen schwachen Schimmer von Licht empfing. Der Treppe gegenüber lag eine Thür. Während der alte Starck sich auf die Behen hob, um auf dem Gesimse nach dem Schlüssel zu tasten, erkönte von innen ein lautes freundiges Gebell. „Leda“, rief der Alte, und etwas Warmes, Inniges legte sich in den Ton dieses Wortes.

Wie er öffnete, sprang uns an der Schwelle eine hochbeinige gelbgefleckte Hühnerhündin stürmisch entgegen und an dem alten Starck empor, dessen Gesicht und Hände sie winselnd zu lecken suchte. „Kusch Dich, Leda, kusch Dich,“ wehrte dieser die Liebkosungen mit liebevoller Strenge ab, „was soll der fremde Herr von Dir denken!“ Das Thier gehorchte, wandte sich mir zu und knurrte leise und mißtrauisch.

Ich schaute mich um. Ein kleines, halbleeres Gemach, das von Verwahrlosung sprach und in dem wohl nur selten ordentlich aufgeräumt wurde. Die Fenster halb erblindet, Wände und Decke, die ursprünglich weiß getüncht waren, jetzt grau und bröckelnd. In der Ecke ein schmales tannenes Bett, einige Strohstühle, ein roher Tisch, auf welchem Massen von Papier, weißer und farbiger Pappe und verschiedene Buchbinderwerkzeuge ausgebreitet lagen, daneben ein dürftiges Gestell mit Büchern und Folianten in braunen kalbledernen Einbänden, — Ueberreste einer Familienbibliothek, wie

es schien. Das war die ganze Einrichtung. Oder doch nicht, denn über dem Bett war ein Kieffell gespannt, von welchem herab an Nägeln ein alter, aber gut gehaltener Vorderlader und daneben, sich kreuzend, ein verrosteter Schläger mit großem farbigem Korbe und eine kurze Pfeife mit angeräuchertem Kopf hingen. Die Krönung bildete eine altmodische Studentenmütze von jener breit-schirmigen und massigen Form, wie sie vor fünfzig Jahren in Dorpat beliebt war. Ihr ursprüngliches Grün hatte das Alter bis zu einem lichten Gelb verwittert, und die Rundung war von unzähligen Landesvätern zerfetzt. Wie etwas Ehrwürdiges grüßte sie von ihrer Höhe in den öden unwirthlichen Raum.

Der Alte war meinen Blicken gefolgt, nun lachte er mit seinem besonderen, gutmüthigen, fast kindlichen Lachen; „Etwas öde, nicht? Doch so wie Sie's hier sehn, wohne ich schon so manches Jahr, ich mit meiner Leda. Nun, und man gewöhnt sich schließlich und dankt Gott, daß ein Unterschlupf für uns da ist.“ Er sprach nicht klagend, nicht unzufrieden oder verbittert, sondern so, als ob sich alles von selbst verstände. „Und dann,“ fuhr er fort, „auch dem Törner unten habe ich viel zu danken, er giebt mir das Zimmer hier ja halb umsonst. Ein braver Mann, Gott vergelte es ihm. Mit dem Pappen und Kleistern da,“ — er wies auf den Tisch — „käme ich nicht weit.“

„Ein wenig Grün habe ich hier auch“, begann er nach einer kleinen Pause wieder und trat an das Fenster, von dem sich ein freundlicher Ausblick auf den von Linden und Obstbäumen bestandenen Hausgarten bot. „Ich freue mich täglich dran und Nachmittags schleicht sich wohl auch ein Sonnenstrahl in meinen Winkel. Das ist ja hübsch, obwohl . . . obwohl nur ein schwacher Ersatz für einen, für den es nichts Schöneres gab, als in Wald und Busch umherzustrreifen.“ Er seufzte leise.

„Sie waren Jäger?“ fragte ich theilnehmend.

„Das wollte ich meinen, Her—r—r.“ Die Stimme des Alten nahm einen energischen Klang an, der das „r“ dumpf rollen ließ. „Und ein richtiger Jäger, denke ich.“ Er deutete auf das Gewehr an der Wand. „Wo und wohinterher sind wir Beide nicht gewesen? Die Leda freilich, es ist schade um das junge Thier!

Ich jage fast garnicht mehr, es giebt so wenig zu schießen hier, und dann — man wird alt . . . .“

Er klopfte der Hündin, deren Augen auf ihren Herrn gerichtet waren, leise und bedauernd den schönen Kopf. Es fiel mir auf, wie ungepflegt und mager das Thier war, aus dem dünnen Leibe sahen die Rippen deutlich hervor. Und dann dachte ich, wie so gut die beiden, Herr und Hund, zusammenpaßten, dem Außern sowohl als dem Wesen und dem erstaunlichen Maße gegenseitigen Verständnisses nach, das sie für einander an den Tag legten, ja, wie sie sich, so zu sagen, ähnlich sahen.

„Sehen Sie, die Leda hat einen Stammbaum, um den sie manches Rennpferd beneiden würde,“ nahm der Alte das Gespräch wieder auf, „so leicht und mühelos läßt sich ihr Ursprung verfolgen viele Generationen hindurch. Den Urgroßvater, Ponto hieß er, habe ich noch selbst in Dorpat besessen.“

„Wie lange ist das her, Herr Starck?“ fragte ich erstaunt.

„O, an die fünfundzwanzig Jahre.“

Ich rechnete in Gedanken nach. Vor fünfundvierzig Jahren war er auf die Universität gekommen und vor fünfundzwanzig befand er sich noch immer dort. Eine hübsche Zeit. Also gegen zwanzig Jahr mußte er studirt haben.

„Und nun erzählen Sie mir etwas aus dem alten Dorpat,“ unterbrach mich Starck in meinem Gedankengang. In seiner Stimme lag eine sehnsüchtige, erwartungsvolle Wärme. Er zog mich auf einen Stuhl nieder und setzte sich dicht neben mich auf den anderen und zugleich legten im Zimmer.

Gerne folgte ich seiner Aufforderung und während ich die Schleusen meiner jugendlichen Beredsamkeit öffnete, hingen die Blicke des Alten gespannt an meinen Lippen und in seinen Augen war ein eigenes Sprühen und Leuchten, wie von mühsam unterdrückter freudiger Aufregung. Nie hatte ich einen dankbareren Zuhörer gehabt. Beim Abschiede drückte er mir warm die Hand, und in seinen Augen schimmerte es feucht. „Ich danke Ihnen, ich höre so gern etwas vom alten Dorpat!“

## II.

Es war nicht gerade Günstiges und Ermunterndes, was ich inzwischen über den alten Starck erfubr, daß er trotz seiner grauen

Haare nur ein verbummelter Student, daß man nicht wisse, wovon er lebe, daß er in schlechter Gesellschaft verkehre, gern trinke und eine gänzlich isolirte Stellung einnehme. Ich mochte nicht daran glauben, es schien mir gehässig oder doch übertrieben. Und wenn die Menschen auch hie und da Recht hatten, was kümmerte es mich? Lachend übersprang ich im Gefühle meiner studentischen Souverainität die Schranken, welche man zwischen ihm und mir aufrichten wollte, und ich war seitdem ein häufiger und gern gesehener Gast in der Törnerschen Dachstube.

Gerne entsinne ich mich der stillen und gemüthlichen Stunden, die ich in der Gesellschaft des alten Starck zubrachte, und der Unterschied in unseren Jahren that der Eigenartigkeit unseres Verkehrs in meinen Augen nicht allein keinen Abbruch, sondern fügte ihm auch einen besonderen Reiz hinzu. Der Hauch eines gewissen weltfremden Behagens schien von den verräucherten Wänden der vergessenen Bodenklause auszugehen, wenn wir friedlich dort oben bei einander saßen, während Leda, die mich längst nicht mehr anknurrte, zu unseren Füßen schlief. Dann klebte und pappte der Alte an seinen Kästchen und Kartons, meine Blicke folgten den Bewegungen seiner Hände und ich überließ mich dem leichten Geplauder über irgend welche gleichgültige Dinge, in das mein Wirth nur hin und wieder kurze Bemerkungen mischte. Er war überhaupt wortkarg und zurückhaltend, der alte Starck, nur wenn die Rede auf Dorpat kam, wich sein einsilbiges Wesen einer erfreulichen Beredsamkeit, dann veränderte sich sein ganzes Wesen und mit blitzenden Augenlein und schallender Stimme begann er von seinen eigenen Burschenjahren zu berichten, anschaulich, lebendig, oft mit dem eindringlichen Humor wehmüthiger Selbstironie. Merkwürdig nur, daß sein ganzes Fühlen, Denken und Erinnern so ausschließlich in der alten Mäusenstadt zu wurzeln und sich in ihr zu vereinigen schien, während er seiner persönlichen Schicksale und der Ereignisse seines eigentlichen Manneslebens kaum anders als mit einem flüchtigen Worte gedachte.

Wir war es längst kein Geheimniß mehr, in welchen Verhältnissen der alte Starck lebte, daß er oft hungerte und darbtete und mit seiner Hände Arbeit kaum das Nothwendigste erübrigte. Andererseits begann ich die Erzählungen der Leute über seinen

Lebenswandel für eitel Klatsch zu halten. Der alte Mann fristete ein völlig stilles und zurückgezogenes Dasein, er verkehrte fast mit Niemandem und trinken hatte ich ihn nie gesehn. Man that ihm Unrecht, gewiß: er war nur arm, einsam und glücklos.

Als man nun vollends von verschiedener Seite über meinen Verkehr mit dem Alten zu sticheln begann, trat ich mit Wärme für den Angegriffenen ein und fertigte die Spötter energisch ab.

So fühlte ich mich allmählich in eine Beschützerrolle hineingedrängt, die meiner jugendlichen Eitelkeit wol gefiel und zu der mich das Interesse, das ich an meinem neuen Bekannten nahm, auch zu befähigen schien. So viel in meinen Kräften stand, suchte ich es auch practisch zu bethätigen. Ich verschaffte dem alten Manne in einem befreundeten Hause einige nothdürftig besoldete Hülfsstunden, ich vermittelte mit Hülfe eines Kommilitonen, dessen Vater Kaufmann in der Stadt war, den flotteren Absatz seiner Papparbeiten und so manche Cigarre aus dem väterlichen Borrath fand in der Törnerschen Dachstube Ziel und Zweck ihrer Bestimmung.

### III.

Eines Nachmittags saßen wir wieder nach alter Art beisammen. Ein Sonnenstrahl war durch das Fenster geglitten und funkelnd auf dem alten Schläger haften geblieben, dessen Klinge er in flüssiges Silber tauchte. In der besondern Beleuchtung erregte die Waffe meine Aufmerksamkeit. Ich nahm sie vom Nagel und betrachtete sie sorgfältig. Die rostige, nur noch schwach in den Nieten haltende Klinge aus bestem Stahl war ungemein breit und an ihrem oberen Theil mit schönen Damascirungen bedeckt, der Korb unbequem und von altmodischer Form, das Ganze auffallend schwer — eine sogenannte Plemppe.

„Führten Sie zu Ihrer Zeit immer so wuchtige Waffen?“ forschte ich und ließ den leise ächzenden Schläger durch die Luft sausen.

Der alte Starkf schaute von seinen Kästchen und Kartons auf und nickte zerstreut. Dann trat er schnell hinzu, nahm mir die Waffe aus der Hand, besichtigte sie, putzte an der Klinge und hing sie vorsichtig an ihren gewohnten Platz. Doch kehrte er

nicht zu seiner Arbeit zurück, mit gesenktem Haupte blieb er vor mir stehn und seine Lippen murmelten etwas. „Bald vierzig Jahre!“ vernahm ich undeutlich, „und fast hätte ich es vergessen.“ Ein Ausdruck kummervollen Vorwurfs trat auf seinem Antlitze hervor und er schüttelte den Kopf. Dann erinnerte er sich meiner und schreckte auf.

„Entschuldigen Sie,“ sagte er leise, „ich werde Ihnen seltsam vorgekommen sein. Die da oben ist Fernando's Klinge, Fernando Ostens, Sie haben ja durch mich von ihm gehört. Nun, mit jener Waffe in der Hand ist er gefallen. Wer hätte das denken können: er, der beste Schläger des alten Dorpat, gegen einen täppischen Wilden! Freilich, tollkühn war der Fernando immer und an jenem Tage einfach unsinnig. Es war, als ob er die Gefahr herausforderte, wie die Katze mit der Maus spielte er mit dem Gegner. Parirte fast garnicht, fing die Hiebe mit dem Helme auf oder ließ sie durchpfeifen. Nun, und der andere — man kann ihm das nicht verübeln — wird fuchswild, auch fürchtet er für seine eigene Haut und das mit Recht. So haut er drauf los, daß die Funken stieben, einerlei wohin, immer trach! trach! trach! Und da mit einem Mal saust es herein, mit der ganzen Breite der Klinge saust es herein — und dann ein unheimliches Zischen, ein Pfeiffen, — nur mit Mühe fange ich einen zweiten wüthenden Hieb auf, denn ich natürlich sekundirte dem Fernando. Aber er hatte schon am ersten genug. Er taumelt, stürzt, wir fangen ihn auf, schleppen ihn ans Fenster auf die Bank. Der Flicker auch gleich heran und ihn untersucht. ‚Furchtbare Blutung! Lungenhieb, tödliche Abfuhr,‘ meint der Arzt, wie er die zerschnittene Ader unterbindet und den Verband anlegt, ‚schlechte Aussichten!‘ Und nun zurück mit dem sterbenden Freunde auf dem stoßenden Wagen, acht Berst zurück in die Stadt! O, die Fahrt, ich vergesse sie nie! Wie wir unser Quartier endlich erreicht haben und ihn ganz sachte, sachte die Treppe herauf tragen, da löst sich der Verband und das Blut fließt auf's Neue, stärker, stärker, im Bogen, wie eine Fontaine spritzt es heraus! Diesmal half keine Nadel und kein Lappen. Noch in der Nacht starb er in meinen Armen, mein armer Fernando, mein . . .“ Er vollendete nicht, sondern trat an sein Bett und zog unter dem Kopf-

kissen ein einfaches dunkles Lederpolster hervor. „Sehn Sie, auf dieses Kissen hatten wir sein Haupt gebettet, da er verschied. Die dunkeln Flecken hier und dort sind Blutstropfen aus seiner Todeswunde. Die Zeit hat sie nicht tilgen können, ebensowenig wie der Tod unsere Freundschaft. Die Klinge da und jenes Kissen hier nahm ich aus Fernando's Hinterlassenschaft an mich. Seit Jahren ruhe ich darauf und,“ setzte er mit flüsterndem Tone hinzu, „ich närrischer Kerl bilde mir ein, daß der Lappen Leder die Gemeinschaft zwischen uns aufrecht erhält...“

„Sie haben viel an ihm verloren?“ fragte ich, innerlich erschüttert und mit dem Gefühle, etwas recht Einfältiges, weil Selbstverständliches, gefragt zu haben.

Er hob die Augen und sah mich halb erstaunt, halb verständnißlos von der Seite an. „Verloren, viel verloren, meinen Sie? O, ja! Einen guten Theil meines Selbst, und ich habe es nie wiedergefunden.“

Er brach jäh ab und begab sich mit unsicheren Schritten an seinen Tisch zurück, wo er laut und übereifrig zu hantiren begann — —

\* \* \*

Wie ich, in Gedanken versunken, die enge dunkle Treppe niederstieg, sah ich am Eingang der Conditorei Törner stehn, der sich etwas in der Thür zu schaffen machte. Er war ein stattlicher, hübscher Mann mit hellen Augen, rothen Wangen und strohblondem Schnurrbart.

„Ah, Freundschaft mit dem alten Starck geschlossen!“ begrüßte er mich in seiner munteren Weise, welche Worte und Sätze knapp und lärmend hervorstieß. „Habe Sie oft nach oben gehen sehn. Sich amüsirt mit dem närrischen Kauz, was? Ihr Gaudium gehabt mit dem alten Knaben?“

Es ärgerte mich. „Ich wüßte nicht, was Ihnen das Recht giebt, in diesem Tone über Herrn Starck zu reden,“ brauste ich auf.

Törner schien etwas verdußt, ließ sich aber nicht aus der Fassung bringen.

„O, nichts krumm nehmen,“ meinte er freundlich, „nicht ungemüthlich werden. Werden mir doch erlauben, nach meinem alten Miether zu fragen oder was man so Miether nennt, ha ha!

Hat jetzt freilich seine solide Zeit, wird dann traurig und das steckt an. Sollten ihn aber seh'n, wenn der Rosenfeld da ist und ihm auf die Beine hilft," und er machte die Bewegung des Trinkens.

Ich sah mir den Mann genauer an. Aus seinen offenen Augen sprach unverkennbares Wohlwollen und ich hatte Beweise, daß er es mit dem alten Einsiedler oben gut meinte. Zugleich fiel mir ein, was man in der Stadt über Starck redete und daß der reichgewordene Tischlermeister und jetzige Möbelfabrikant Rosenfeld gerade nicht zur besten Gesellschaft zählte. Ein höchst unangenehmes Gefühl überkam mich und ich empfand die Neigung zu widersprechen.

„Das kann nicht sein," entgegnete ich, „ich weiß genau, Herr Starck trinkt nicht. Es sei denn," fügte ich etwas unsicher hinzu, „daß man besondere Künste anwendet, um . . ."

Törner lachte grade heraus. „Künste! Der kommt immer freiwillig. Abwarten. Na, adieu!" und mit munterem Gruß verschwand er in der zur Conditorei führenden Thür.

#### IV.

Einige Tage später fand ich den alten Starck am Arbeitstisch, wie er roth und erregt mit einem groben Bleistift auf der rauhen Platte rechnete. Bei meinem Eintritt sprang er auf und zeigte mir ein aufgeräumtes, ja strahlendes Gesicht. Der borstige Schnurrbart war kühn in die Höhe gestrichen, die Lippen schmunzelten und in der Haltung der kleinen Gestalt lag etwas Freies und Frisches, wie ich es bisher an ihr noch nicht wahrgekommen hatte.

„Ein Glückstag!" begrüßte er mich mit festem Handschlage und jenes kindliche Lächeln, das mich immer rührte, flog über die verrunzelten Züge. „Denken Sie Sich, ich bin heute ein reicher Mann." Er deutete auf die Brusttasche. „Baare dreißig Rubel stecken drin, viel gutes schönes Geld. Der Schmechmann auf dem Markt hat mir für die Kästchen und Kartons sehr gute Preise gezahlt; es sei große Nachfrage," meinte er. „Und dann ist auch das Monatshonorar für die griechischen Stunden eingeflossen, alles an einem Tage!"

Er stürmte im Zimmer hin und her, blieb dann vor mir stehn und blinzelte mich listig an. „Da habe ich nun gerechnet und gerechnet, wie ich das viele Geld am besten eintheile. Ich habe Schulden. Da ist der Törner unten, der auf Miethe und Kostgeld wartet; nun mit dem mache ich es später ab, — und Schuhster und Wäscherin und noch mancher andere.“ Er sprach geschäftig und athemlos, als wäre ihm ein unerwartetes Glück widerfahren und er wisse sich nun damit noch nicht abzufinden. Dann griff er hastig nach Mütze und Knotenstock. „Sie verzeihn, doch ich muß gleich bezahlen gehn. Das nimmt Zeit und seine Schulden kann man nie früh genug los werden. Ja, ja, Leda,“ sprach er auf den Hund ein, der klugen Auges zu ihm empor sah, „natürlich fällt heute auch für uns was ab, wollen uns einen guten Tag machen. Komm nur, komm, mein Thier.“

Mit fast jugendlicher Gelenkigkeit eilte er die Treppe hinab. Draußen verabschiedeten wir uns und theilnahmvoll schaute ich ihm nach. Das Haupt fast kühn erhoben, mit klirrendem Knotenstock und weitausgreifendem Schritte, die treue Leda an der Seite, ging der kleine Mann dahin, wie ein Feldherr, der in einen siegreichen Kampf schreitet. Wie viel Kindliches und Naives, wie viel Ehrliches und Zuverlässiges lag in diesem Wesen! Wieder war ich geneigt, Törner und den anderen nicht zu glauben — —

## V.

Die Ferien gingen ihrem Ende entgegen. Von einem Ausfluge zu Verwandten zurückgekehrt, gedachte ich nur meinen Koffer zu packen oder vielmehr von sorglichen Mutterhänden packen zu lassen und wiederum dem Quell der Wissenschaft zuzueilen, den ich bisher nur ganz aus der Ferne hatte sprudeln hören. Ich stattete meine Abschiedsbesuche ab und vergaß natürlich meinen alten Freund und Schützling nicht. Es befremdete mich, daß ich ihn nicht zu Hause fand, obwohl er um die Mittagsstunde sonst nicht auszugehen pflegte.

Am Abend besuchte mich der Kommilitone, mit dem ich die Reise nach Dorpat antreten wollte und wir kamen überein, bei Törner eine Partie Billard zu spielen. Das Billardzimmer lag links vom Buffet, an das sich ein paar Speise- und Leserräume

schlossen. Von dort her erscholl bei unserem Eintritt durch die halböffene Thür lautes Gelächter, Gläserklang und wirres Durcheinanderreden. Es ging dort offenbar hoch her. Törner, der seine Gäste immer selbst bediente, lief mit Gläsern, Flaschen und Tellern ab und zu.

Während wir unsere Partie spielten, schien drüben die Fröhlichkeit zu wachsen. Eine Vermuthung stieg plötzlich in mir auf. Ich fragte Törner, der am Buffet Grog bereitete, nach der lustigen Gesellschaft.

Törner schmunzelte unter seinem gelben Schnurrbart. „Der Rosenfeld und seine Bande,“ sagte er vergnügt und in einem Tone, als ob sich das von selbst verstände. „Da geht es immer fidel zu.“ Er goß Cognac in die dampfenden Gläser und meinte mit einem launigen Seitenblick: „So treiben sie's schon seit vorgestern. Mein alter Miether ist einer der Lustigsten.“

Ich schaute ihn ungläubig an.

„Warum sollte er nicht!“ meinte Törner pffiffig. „Sagte ich's Ihnen nicht?“ Er horchte auf und legte den Finger auf die Lippen. „Hören Sie nur, da erzählt er eben eine Geschichte.“

Vom Buffet aus ließ sich, da die Thür grade geöffnet war, die im Nebenzimmer versammelte Gesellschaft deutlich überschauen. Ich traute meinen Augen kaum. In der hell erleuchteten Stube an dem mit zahlreichen Flaschen und Gläsern besetzten Tische, saß der alte Starck, die Arme aufgestützt, die Beine bequem von sich gestreckt, eine Cigarre im Mundwinkel, inmitten einer ihm eifrig lauschenden und lärmend zuschauenden Menge und seine tiefe rollende Stimme tönte vernehmbar zu mir herüber.

„Also wie ich Ihnen sagte, Her...r...rn. Ich sitze da in meiner Kneipe. Vornehm sah ich nie aus...“

„Nicht zu bescheiden, Starckchen,“ mahnte sein Nebenmann, ihm vertraulich mit der fetten, beringten Hand auf die Schulter klopfend. Ich erkannte Rosenfeld. Sein rothes gedunsenes Schlummergesicht erglänzte wie der Vollmond und unter der goldenen Brille hervor, die ihm ein grotesk-gelehrtes Ansehen verlieh, sahn ein paar kleine, verschwommene Augen gutmüthig verschmigt in die Welt.

„Nicht unterbrechen,“ schrie ein anderer.

„Stille, Herren,“ kommandirte Starck. „Also ich sitze da und es treten drei Fremde ein. Die Fremden wollen mich provoziren. „Höre,“ fragt der eine und guckt mich an, „bist Du ein Schneider?“ „Nein,“ sagte ich ruhig. Darauf der Zweite: „Bist Du ein Schuster?“ „Nein.“ Nun kommt der Dritte: „Bist Du ein Schlachter?“ Da springe ich auf. „Ja,“ sage ich, „ich bin ein Schlachter und verstehe Dchsen jeder Art vor den Kopf zu hauen.“

Brüllender Beifall erscholl ringsum. „Bravo! gut gegeben! da capo!“ Rosenfeld schob ihm gemächlich ein großes Glas Cognacgrog zu. „Prosit, Ihr Wig soll leben, alter Junge.“ Der Alte liebäugelte mit dem Getränk, ehe er das Glas an die Lippen setzte und mit gewaltigem Zuge zur Hälfte leerte.

„Starck, noch eine Geschichte!“ mahnte Rosenfeld.

Der Angeredete warf den Kopf herum, aber langsam, fast verächtlich, und wie er nun um sich schaute, schien er sich auf die Gesellschaft zu besinnen. „Ich mag nicht,“ knurrte er.

„Machen sie keine Geschichten,“ drängte Rosenfeld zärtlich, was trinken wir unterdessen?“

„Ich stimme für Rothwein,“ schlug der Nachbar zur Linken vor, ein dürrer junger Mann mit spärlichem Kinnbart und schreiend buntem Slips, offenbar ein Advokatenschreiber.

„Rothwein, ja natürlich,“ rollte Starck, der die Regung von vorhin überwunden hatte und nun ganz im alten Fahrwasser schwamm. „Rothwein ist für alte Knaben eine von den besten Gaben! Her damit!“ Er kippte leicht mit dem Kopf vornüber, richtete sich aber sofort wieder empor.

„Törner, eine Flasche!“ bestellte Rosenfeld.

„Schmeckt gut und ist frei,“ warf der Schreiber gegen Starck gewandt ein.

Der Alte maß den Vorwitzigen mit einem kurzen und unwilligen Blick und setzte sich in Positur: „Seht Herren . . .“

„Ruhe!“ rief der Möbelfabrikant in den Lärm hinein, „es kommt.“

„Da hatte ich mich also mit einem veruneinigt. Schickt der mir eine Forderung, einen dummen Jungen wie man's nennt. Nun, der die Botschaft auszurichten hat, tritt sehr aufgeblasen

und anmaßend auf mich zu und sagt zu mir so von oben herab: „Höre, der und der schickt dir einen dummen Jungen.“ Da knief ich die Augen zusammen, lege die Hand über die Stirn — seht so — fixire ihn und sage ganz ruhig: „Ich sehe ihn.“ Der Erzähler starrte mit nicht mißzuverstehender Beziehung dem Schreiber in's Gesicht.

Wieder erhob sich lautes Gelächter. Nur der Schreiber stimmte nicht mit ein, er war blaß geworden und musterte seinen Nachbar mit tückischem Blick. „Was haben sie damit sagen wollen?“ fragte er plötzlich und erhob sich drohend. Der alte Starck erwiderte nichts; in sich zusammengesunken, mit geschlossenen Augen, saß er auf dem Stuhle da. Er schien völlig berauscht.

In demselben Augenblick wechselte ich mit dem Kommilitonen, der bereits durch mich von dem alten Starck erfahren, ein Zeichen des Einverständnisses und gleichzeitig überschritten wir die Schwelle des von Weindunst und Tabacksdampf erfüllten Zimmers. Drinnen wurde es bei unserem Eintritt plötzlich still; überrascht schauten die Zecher empor. Auf den gerötheten Gesichtern malte sich Unwillen über die Störung, Ausrufe wurden laut, im Hintergrunde schlug jemand mit seinem Glase dröhnend auf den Tisch und der Schreiber trat auf mich zu und fragte frech: „Was wünschen Sie hier?“

Ich schob ihn schweigend zur Seite und trat an Rosenfeld heran, der in diesem Kreise die meiste Autorität zu genießen schien und mich unter seiner goldenen Brille hervor überrascht, aber nicht unfreundlich musterte.

„Ich bitte der Störung wegen um Entschuldigung,“ sagte ich höflich, aber bestimmt, „doch werden Sie zweifellos mit mir einer Meinung sein, daß mein Bekannter,“ — ich deutete auf den alten Starck — dringend der Ruhe bedarf und nicht mehr in eine Gesellschaft gehört. Ich hatte Rosenfeld an der richtigen Stelle gefaßt. Langsam und mit einiger Mühe beugte er seinen dicken Körper zu dem Schlafenden herab und klopfte ihm sanft auf die Schulter. „Was ist Ihnen, Starckchen?“ Und als keine Antwort erfolgte: „Ja, ja, Sie haben Recht. Schade, er war heute so gut aufgelegt. Wollen ihn zu Bett schaffen, ich helfe Ihnen.“

Der Alte fuhr plötzlich auf und sah mit leerem, glasigem Blick umher. Als er mich erkannte, nahm sein Auge einen furchtsamen, fast entsetzten Ausdruck an und er lallte ein paar unverständliche Worte. Widerstandslos ließ er dann alles mit sich geschehen, als wir ihn mit Rosenfelds Unterstützung die enge Treppe empor geleiteten und unter Leda's kläglichem Gewinsel zu Bett brachten.

## VI.

Es ging bereits gegen Abend als es an die Thür meines Stübchens klopfte. Auf mein Herein öffnete sich die Thür und der alte Starck erschien auf der Schwelle. Wie hatte er sich verändert! Kleiner und dürftiger als je zuvor erschien mir seine Gestalt, die Augenlein lagen tief eingesunken in den Höhlen und trübselig hingen die grauen Strähne des Schnurbarts über die faltigen Mundwinkel. Er machte einige Schritte vorwärts und blieb dann, auf den Stock gestützt, mit bittender Miene stehn. „Ich komme von wegen gestern Abend,“ begann er stockend, „es ist mir leid.“

Mich durchzuckte ein bitteres, fast widerwilliges Gefühl gegen den Alten, da ich des Auftritts bei Törner gedachte. Doch peinlicher noch berührte mich die demüthige Entschuldigung aus dem Munde des Greises. Ich wehrte ab.

„Nein, nein,“ wiederholte er bestimmt, „es ist mir leid. Und damit so etwas nicht wieder vorkommt, habe ich dem Törner gekündigt.“

Die Bitterkeit in meiner Seele schwand dahin und ich empfand nur herzliches Mitleiden für den Alten. „Haben Sie eine neue Wohnung gefunden?“

„Ja, dort irgend wo zur Stadt hinaus, an der Düna. Grade genug zum unterkriechen für mich und die Leda.“

Mit scharfer Kralle scharrte es draußen an der Thür. Froh, das peinliche Gespräch abbrechen zu können, sprang ich auf und öffnete. Mit einem mächtigen Satz schoß Leda herein und begrüßte, an mir vorüberstürmend, winselnd ihren vermissten Herrn.

In dem alten Starck schien etwas vorzugehen. Bald sah er zur Seite, bald auf mich und rückte unruhig auf seinem Stuhle hin un her.

„Sie reisen morgen?“ fragte er endlich gepreßt.

Ich nickte.

Der Alte sah vor sich nieder, dann sagte er zögernd: „Wer weiß, ob uns noch ein Wiedersehen vergönnt ist... Und doch ist es mein sehnlichster Wunsch, daß Sie mich richtig beurtheilen... Wollen Sie, junger Freund, wollen Sie mir ein Stündchen schenken, damit ich Ihnen erzähle, wie es mir im Leben ergangen?“

Ich erwiderte nichts, aber aus meiner Miene las er die Zustimmung.

Der Alte stützte, wie um seine Gedanken zu sammeln, den grauen Kopf in die Hände und starrte eine Minute lang vor sich hin. Dann begann er leisen Tones. — —

\* \* \*

Ich bin hier in der Nähe geboren und aufgewachsen, als Sohn eines landischen Pastors, unter vielen Mädchen der einzige Knabe. Mein Vater war ein einfacher, strenger und frommer Mann von hohem Pflichtgefühl, und in diesem Geiste suchte er auch mich zu erziehen. Nach dem übereinstimmenden Wunsche der Eltern sollte ich in seine Fußtapfen treten, Theologie studieren und wenn möglich einst dieselbe Kanzel besteigen, von der herab er sonntäglich seine schlichten und eindringlichen Predigten hielt. —

Ich war ein geweckter Junge, eindrucksfähig und voll Phantasie, und lernte leicht. Anfangs leitete der Vater selbst meinen Unterricht, später wurde ein Hauslehrer in's Pastorat genommen und ich erhielt in dem Sohn unseres Patronats- und Majorats Herrn, Baron Osten, einen Mitschüler und Kameraden, mit dem mich, so lange er lebte, innigste Bande der Freundschaft verknüpft haben. Ferdinand, oder wie ich ihn mit seinem Epitheton von Dorpat her zu nennen gewohnt bin, — Fernando übertraf mich, wenn auch nicht an Begabung, so doch an Ausdauer, Eifer und Fleiß. Was seine Character- und Herzenseigenschaften anging, so habe ich keinen biederern und treuern Menschen gekannt und ein Zug ritterlicher Kühnheit erhöhte noch den Reiz seines Wesens. Was war er auch äußerlich für ein schöner Junge! Blond, hoch und schlank gewachsen, mit ausdrucksvollen Zügen, ein Meister in allen Leibesübungen! Wie die Tanne den Wachholder, so überragte er mich und es war kein Wunder, daß er in Allem und Jedem auf mich, den schwächer gearteten, einen starken und wohlthätigen Einfluß ausübte der mir leider nur zu früh verloren gegangen ist.

Wir sollten beide in Dorpat studieren. Fernando ging schon ein Jahr vor mir dahin ab, während mein Vater es für gut fand, mich noch für ein Jahr auf das Gymnasium nach W. zu schicken. Dann kam die Zeit, wo auch mich die alma mater in die Schaar ihrer Jünger aufnahm.

Nun, Sie werden aus meinen früheren Mittheilungen erfahren haben, daß ich ein frischer und fröhlicher Student gewesen bin. Aus dem Zwange der Schule befreit, ging mir in Dorpat ein ungewohntes, verlockendes Leben auf. Die neuen Eindrücke und die Pflichten der Landsmannschaft nahmen mich bald ganz gefangen, das Gefühl meiner jungen akademischen Freiheit ging mir über alles und Burschenlust und Burschenleid habe ich aus vollen Zügen genossen. Ich würde das nimmermehr bedauern, wenn ich Maß zu halten und meine Zeit richtig einzutheilen verstanden hätte. So aber arbeitete ich wenig und planlos und die Kollegia sahn mich nur selten. Von völligem Müßiggange rettete mich Fernando, mit dem zusammen ich wohnte und der mir, wie einst in der Kinderzeit, stützend und helfend zur Seite stand. Von ihm hätte Niemand sagen können, daß er ein Duckmäuser war, denn wie kaum ein anderer stand er mitten im Getriebe des korpoellen Lebens. Aber im Gegensatz zu mir verstand er es Arbeit und gesellschaftliche Pflichten zu vereinen und dem Studium seiner geliebten Medicin, das er, der künftige Majoratsherr, nicht als Broterwerb, sondern aus aufrichtiger Neigung erwählt, gab er sich aus voller Seele, wenn auch ohne Ueberhastung hin. Wenn er mich dann einmal gehörig ins Gebet genommen; wenn dazu ein Brief aus der Heimath eintraf, in dem mein enttäuschter Vater anfragte, wann ich denn eigentlich das Examen machen werde, — ja dann half es für die nächste Zeit. Innerlich verdrossen, während draußen die freie goldene Sonne lachte und vom grünen Dom herab laute Burschenlieder erklangen, setzte ich mich an die theologischen Bücher und absolvirte, mühsam genug und heimlich mit ganz anderen Gedanken beschäftigt, meine Studien und allmählich auch mein erstes Examen. Nun aber das Schwierigste vorüber war, lachte mir das Leben auf's Neue. Bis zum Schlußexamen war es noch weit, über der bunten Folge von Paukereien, Kommerßen und Konventsfragen vergaß ich nur gar zu gern die

trübseligen Streitigkeiten der alten Kirchenväter und vielleicht hätte ich mich trotz Fernando's Warnungen überhaupt nicht um die Zukunft gekümmert, wenn mir nicht der Gedanke an sie, an Hannchen gekommen wäre . . .

Ja ich hatte mich inzwischen gebunden. Die Umgebung des damaligen Dorpat bot eine hübsche Jagd und zu Zeiten wimmelte der Embach von Enten und anderen Wasservögeln. Nun, ich war schon damals ein leidenschaftlicher Nimrod und nichts Schöneres gab es für mich, wenn ich mich einmal aus dem bunten Strudel des Corpslebens seitwärts drücken und in meiner Art ausruhn wollte, als mich mit meinem treuen Hunde und das Gewehr an der Schulter in Flur und Wald zu tummeln. Im Hochsommer auf der Jungwiltjagd verirrte ich mich eines schönen Tages auf einen abgelegenen Pachtthof und halbverohrmacht, wie wir beide, Mann und Hund, waren, trat ich in das Haus und bat das frische blonde Mädchen, das mir im Flur begegnete, um Wasser. Sie brachte mir nicht Wasser, sondern eine Schüssel schöner süßer Milch, von der auch Ponto seinen Theil abbekam. Das behagte mir, — und sie gefiel mir überhaupt, das liebe Hannchen, in ihrer sanften, freundlichen Unbefangtheit, — so gut, daß ich den Weg zu ihr später noch einmal, und natürlich wie zufällig, zurückfand und mich allmählich öfter einstellte. Dester, als es dem Vater Hannchens, einem alten, grämlichen pensionirten Lehrer, der sich zu seinem Bruder, dem Pächter, auf's Land zurückgezogen, lieb sein mochte, denn er verhehlte sein Mißvergnügen an dem jagenden Theologen keineswegs. Das hatte nun weiter nichts zu bedeuten, ich verlobte mich dennoch mit meinem Hannchen, freilich nur heimlich, ganz heimlich. Erst wenn ich den geistlichen Rock angezogen und die dazu gehörige Pfarre erworben, sollte ich offen als Freier hervortreten, so hatten wir's abgemacht, Hannchen und ich und die nächsten Verwandten. Nur mußte ich dem Alten schon jetzt versprechen, nach dem Schlußexamen die Flinte für immer an den Nagel zu hängen. Nein, so weit kam es nicht.

Wohl aber nahte die Zeit, wo ich im Talar auf der Kanzel der Universitätskirche meine Probepredigt über ein vorgeschriebenes Thema halten sollte. Ich hatte die Rede hübsch ausgearbeitet, nun und sie ging ja auch, wie mir sachverständige Kollegen sagten. Frei

sprechen war aber meine Sache nie gewesen, alles was an ein Examen erinnerte, machte mich kopfscheu und vor der Stunde, wo ich vor der ganzen Gemeinde meine Stimme erheben sollte, empfand ich eine Hölleangst. Da hieß es denn fleißig memoriren, um zu bestehen, denn ablesen war verboten. Aber am Abende vor dem entscheidenden Sonntage mußte es sich gerade treffen, daß ein Landsmann seinen Geburtstag feierte, an dem ich nicht fehlen durfte und der feucht genug ausfiel. Vergeblich mahnte Fernando ab, die Gesellschaft der fröhlichen Kommilitonen erschien mir gar zu verlockend. Erst als es vom Thurm der Johanniskirche drei schlug, begab ich mich mit nichts weniger als klarem Kopfe auf den Heimweg.

Am Morgen war mir gottesjämmerlich zu Muth. Ich warf einen Blick in das Konzept meiner Predigt. Die schwarzen Buchstaben auf dem weißen Bogen tanzten vor meinen Augen und ich bemerkte mit Entsetzen, daß ich von dem Inhalte nur blutwenig wußte. Draußen aber ertönte, die Hörer einladend, die Glocke der Universitätskirche in hellen, weithin schallenden Schlägen.

Mit wankenden Knien bestieg ich die Kanzel. Die Räume der Kirche verschwammen vor meinen Augen und drunten, wo die Gemeinde saß, erschien mir alles wie eine graue, wirre Masse. Nur allmählich lernte ich sie unterscheiden; die strengen, erwartungsvollen Mienen der Professoren, die Gesichter befreundeter Landsleute und Kommilitonen, Fernando's gute, etwas besorgt blickende Augen und dort im Hintergrunde auf der Seite wo die Frauen saßen, auch Hannchens blondes Köpfchen, das mir aufmunternd zuzunicken schien. Es half doch nichts, eine furchtbare Angst ergriff mich, wie ich sie selbst im Examen nicht gekannt. Und dann begann ich zu reden. Meine Stimme klang mir wie eine fremde, vor der ich mich fürchtete. Verzweifelt hielt ich trotzdem den Hauptfaden fest, er entschwand mir nicht ganz, wengleich auch häufig Pausen, Stockungen und Unterbrechungen eintraten und ich meine Zuflucht zum Konzept nehmen mußte. Ich bemerkte wohl, wie die Professoren unter Kopfschütteln auf ihren Sizen ruckten und einander Blicke zuwarfen, über deren Bedeutung mir kein Zweifel blieb, wie die Miene Fernando's, der gerade vor mir im Gange stand und dessen Augen mich unausgesetzt beobachteten, einen bekümmerten Ausdruck

annahmen. Nach Hannchen wagte ich nicht zu scham. Mit einem Gefühl, das ich Niemand gönnen will, stieg ich, als ich geendet, die Stufen der Kanzel herab und verschwand in der Sakristei.

Draußen erwartete mich Fernando. Es waren gewiß liebe, freundliche Worte, die der gute Junge mir gab, aber ich verstand sie nicht, ich entwand mich ihm und eilte fort. Es zog mich zu Hannchen. In der Tiefe der Ritterstraße, zu der ich in athemlosem Gange gelangte, sah ich einen weißen Schleier leuchten, Hannchens Schleier, und dann erkannte ich ihre schlanke Gestalt in dem anspruchslosen grauen Kleide.

Ich holte sie ein und zog sie mit verwirrter Entschuldigung von der Tante, mit der sie gerade ging, hinweg in eine stille Straße und von dort dem Dome zu. Droben war es so schön und still unter den rauschenden alten Bäumen, die ich so sehr liebte. Heute aber hatte ich keinen Sinn für ihren freundlichen Gruß, doch allmählich wurde es stiller in mir; die Einsamkeit that mir wohl und vor allem Hannchens Nähe. Erst jetzt konnte ich ein Wort finden. „Hannchen,“ sagte ich dumpf, ohne aufzuschauen, „Du bist soeben Zeugin meiner Niederlage gewesen; gieb mich auf, aus mir wird im Leben kein Pastor . . .“

Sie hatte geweint, doch tapfer drängte sie die Thränen zurück, wie sie mir nun mit sanften Worten Muth zusprach.

Es tröstete und erhob mich.

Ich offenbarte ihr meinen heimlich schon längst gehegten Plan, umzufatteln und Philologe zu werden. Ich wollte tüchtig arbeiten, spätestens in 3—4 Jahren fertig sein, um dann eine Anstellung zu suchen und die Geliebte als mein Weib heimzuführen. „Aber bis dahin ist es noch lange,“ schloß ich meine Ausführungen und bei dieser Aussicht sank mein eben noch gehobener Muth. „Wirßt du nicht müde werden zu warten, mein Hannchen? Wirßt du stark genug sein, zu mir zu halten, an mich zu glauben?“

Sie hatte mir schweigend, mit einem etwas wehmüthigen Lächeln zugehört. Jetzt blieb sie stehn und sah mich aus ihren großen, flugen Augen erregt und sinnend an. „Ich bleibe dir treu, sowahr ich dir vertraue,“ sprach sie mit seltsamer Betonung der letzten Worte. Erst später, als es schon zu spät war, habe ich den Sinn ihrer Antwort ganz begriffen.

Der dämmernde Laubgang, in dem wir wandelten, lag menschenstill und verlassen. Ich umfaßte Hannchen, ich dankte ihr und küßte sie innig auf den rothen, frischen Mund. —

Zu Hause erwartete mich ein Brief meiner Mutter, der mir den plötzlichen Tod des Vaters meldete und alle droben auf dem grünen Dom gesponnenen Pläne und Träume jählings vernichtete. Da mein Vater ohne Vermögen gestorben war, so war ich von nun an auf mich selbst gestellt und darauf angewiesen, mir einen Erwerb zu suchen, der das Weiterstudium ermöglichte. Unter Zustimmung Hannchens, die sich ergeben in die neue Prüfung schickte, nahm ich eine Hauslehrerstelle in der Umgebung von Dorpat an.

Ein ganzes Jahr verbrachte ich in der Ausübung des neuen Berufes. Da warf mir ein glücklicher Zufall ein kleines Stipendium in den Weg, welches mit dem bereits Erworbenen mich in den Stand setzte, das unterbrochene Studium wieder aufzunehmen. Triumphirend kehrte ich nach Dorpat zurück, doch ich jubelte zu früh. In diese Zeit fällt das unselige Duell, in welchem mein unvergeßlicher Fernando blieb. Mit dem ganzen Pomp studentischer Ehren, unter Schlägerkfirren und Liederklang, trugen wir unseren geliebten Senior zu Grabe. Dann galt es, einen zweiten schmerzlichen Abschied zu nehmen — von meiner Braut. Der Vater Hannchens nämlich hatte, einer grilligen Laune nachgebend, beschlossen, nach Riga, seiner Vaterstadt, überzusiedeln, natürlich sollte Hannchen ihm folgen. Mit dem erneuten Gelöbniße meiner Treue und mit festen Zusicherungen für die Zukunft trennte ich mich von dem theuern Mädchen, und wer es damals gewagt hätte, den Ernst meiner Absichten zu bezweifeln, der hätte einen Gang mit mir bestehn müssen auf Leben und Tod! Als aber der Reisewagen Hannchens aus der herbstlich entblätterten Allee des einsamen Pachthofes auf die Landstraße bog, als die Geliebte sich noch einmal vorbeugte und mit wehendem Taschentuche mir den Abschiedsgruß zuwinkte, da war es mir plötzlich, als sollte ich niemals wieder in ihr blühendes Antlitz, in ihre lieben, guten Augen schaun; etwas stand in mir auf, düster und feindlich, und als ich ihm in das finstere Antlitz sah, da war es die Angst vor der Zukunft, das Mißtrauen gegen mich selbst!

Es ist doch nur sehr bedingungsweise wahr, daß der Mensch sich selbst sein Schicksal schmiedet. Gewiß wäre dann, daß das Werkzeug, mit dem ausgerüstet er in die Welt tritt, doch oft gar zu leicht im Feuer des Lebens schmilzt oder schadhast wird und viele nie die Meisterschaft erringen, sondern ewig Stümper bleiben in der Kunst des Schmiedens. Nein, ebenso richtig ist es, daß ein Jeder mit gewissen Anlagen geboren wird, die unabhängig von seinem Lebensgange und seiner Erziehung in ihm fortwirken, so lange er athmet. Mit dem Willen allein ist nichts gethan, außer bei wenigen Ausserordnenen. Was aber jeder braucht, ist ein wenig Sonnenschein, ein wenig Liebe, Anhalt, Schutz in der rechten Weise, — kurz, ein wenig Glück. Ich gehörte nie zu den Willenskräftigen. Ich war immer leichtlebig, schwach und von den Eindrücken des Augenblicks abhängig. Ich bedurfte mehr, viel mehr als die anderen eines sicheren stetigen Schutzes, eines unmittelbaren Anhaltes, um auf der richtigen Bahn zu bleiben. Das alles wurde mir jetzt so recht klar. Seit Fernando todt und Hannchen fern waren, begannen mir die wohlthätigen, treibenden Kräfte zu fehlen, die meinen Entschlüssen die rechte Ausführung und meinem Herzen Muth und Zuversicht verliehn hatten. Von Hannchen kamen ja Briefe genug, liebe und gute Briefe, die ich so gern las und denen ich so gern glaubte. Doch die stummen Zeichen genügten nicht, mir den lebenswarmen Hauch ihrer Persönlichkeit, ihren freumblickigen Blick, ihr lebendiges Wort zu ersetzen, sie stählten mich nicht gegen die Versuchungen und Lockungen des mich umrauschenden Lebens. —

So geschah es, das ich mich umsonst abmühte und es doch zu nichts Rechtem brachte. Bald fehlte es bei mir an diesem, bald an jenem — Vorwände sind ja leicht zu finden, — was mir aber wirklich mangelte, war die rechte, thatkräftige Strebenslust und wo sollte ich sie herzaubern, da sie nicht in mir selbst wohnte? Wohl quälte mich zuweilen das Bewußtsein eines Unrechtes, das ich gegen mich, noch mehr aber gegen Hannchen beging, indem ich das ihr gegebene Wort nicht einlöste, in der nächsten Stunde aber verschluckte ich diese Bedenken mit billigen Selbstvertröstungen und belog, wenn auch absichtslos, ebenso mich, wie ich das Vertrauen der Geliebten täuschte.

Darüber verrannen nutzlos Semester und Jahre und ich wurde ein alter Student. —

Zulezt kam es, wie es kommen mußte. Hannchen schrieb mir ab. Sie könne mir nicht mehr vertrauen und bitte, sie ihres Treuwortes zu entbinden; auch habe sie schon anders über sich beschlossen. Der Brief vernichtete mich, aber er zeigte mir klar, was ich zu thun hatte. Meine Neue war ohnmächtig, meine Liebe rechtlos geworden. Ich durfte Hannchen nicht mehr an mein Dasein fesseln, seitdem ich selbst fühlte, daß ich ihrer unwerth geworden. Und so sandte ich ihr noch an demselben Tage Ring und Wort zurück. Sie hat das bessere Theil erwählt, denn noch kürzlich erfuhr ich, daß sie in glücklicher Ehe lebt.

Bisher hatte ich noch ein Ziel vor Augen. Jetzt büßte ich jede Lust am Streben und den letzten Rest jenes gesunden Ehrgeizes ein, welcher der Vater alles Tüchtigen und aller Thaten ist. Ich studierte nicht eigentlich und nahm auch am Burschenleben keinen wirklichen Antheil mehr, ich lebte so für mich hin, — ich bummelte — und das ist das Gefährlichste. Ohne bösen Willen, aber auch ohne Kraft, mir Rechenschaft über mich selbst abzulegen, schritt ich auf der geneigten Bahn fort. Mit der Zeit aber fand ich mich in mein Leben, es genügte meinem erlahmenden Willen, meiner erschlaffenden Energie. Nach außen hin vereinsamte ich und verkehrte nur noch mit ganz Wenigen. Standen doch meine Zeitgenossen schon längst in Amt und Würden, und die meine Schüler gewesen, sah ich nun als Studenten und Corpsbrüder wieder. Es entging mir nicht, daß die jungen Leute über mich die Achseln zuckten und den ergrauten Kommilitonen mit schlechtverhehltem Spott betrachteten, wenn nicht gar offen gegen mich sich etwas herausnahmen, wofür ich in meiner Lage kein geeignetes Mittel der Ahndung fand. Ich war gegen zwanzig Jahre in Dorpat Student gewesen, als ich mich streichen ließ. Trotzdem blieb ich dort wohnen. An die Stadt fesselten mich nicht bloß rein materielle Gründe, die Regelung alter Verbindlichkeiten, sondern — was soll ich's leugnen? — ich liebte das alte Nest, in dem ich jeden Winkel kannte und in welches die Gewohnheit mich so fest eingesponnen, daß ich ein Grauen empfand vor der übrigen, mir so gänzlich unbekanntem Welt. Nach der Heimath zog mich nichts mehr, seit auch meine

Mutter todt war. Wovon ich unterdessen lebte? Nun, kümmerlich genug von Stundengeben und Kopiren, und lange hätte es nicht so vorgehalten. Da wurde mir durch Vermittelung eines ehemaligen Kommilitonen eine Unterförsterstelle auf einem Privatgute in Kurland angeboten. Ich sagte sofort zu: was hatte ich in meiner Lage zu wählen und zu mäkeln? Außerdem behagte mir mein künftiges Amt, gab es mir doch Gelegenheit, meiner Jagdleidenschaft ausgiebig zu fröhnen.

Und so verließ ich Dorpat auf Nimmerwiedersehn. —

Die Herrlichkeit meiner neuen Stellung dauerte nicht allzulange, ich vertauschte sie gegen den grade vakant gewordenen Posten eines Kommissairen auf einer einsamen Strandstation nahe der Grenze. Dort habe ich lange Jahre gelebt, wenn man unter Leben versteht, daß man erwacht, ißt, trinkt, sich niederlegt und einen einförmigen Dienst versieht, ohne Anregung, ohne echte Freude und rechtes Leid, ohne von Welt und Menschen etwas zu hören. Mit dem Wogenschlage des Meeres, den der scharfe Ostwind zum Stationshause herübertrug, rauschten im öden Einerlei Monate und Jahre an mir vorüber und die hohen Kiefern, welche mein Dach umschatteten, sangen stets dasselbe melancholische Lied. Ich kam mir vor wie ein Verbannter, aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßener, und doch sollte mir ein kleines Ereigniß, das grade diesem Lebensabschnitte zugehört, beweisen, wie sehr ich noch mit der Welt zusammenhing und wie Unrecht ich hatte, mit meinem Pessimismus gegen mich selbst und gegen die Menschen.

Zu jener Zeit wurde, namentlich im Frühjahr und Herbst, wenn die Nächte kalt, lang und dunkel waren, an beiden Seiten der Grenze ein lebhafter Schmuggelhandel betrieben. Die Seele dieser gesetzwidrigen Unternehmungen bildeten gewöhnlich Juden und unter diesen ragte der rothe Schalom besonders hervor. Ein Jeder kannte, ein Jeder bezeichnete ihn als Schmuggler und doch war ihm nichts anzuhaben. Seine Schlaueit und Geriebenheit war allen Nachstellungen gewachsen.

Wie ich eines Tages an meinem Tische Eintragungen in das Postbuch mache, that sich leise die Thür auf. Herein trat

mit seinem gewohnten pfliffigen Gesichte der rothe Schlom und begrüßte mich so recht unangenehmvertraulich.

„Was soll's?“ herrschte ich ihn an.

Der Jude antwortete nicht sogleich, sondern sah sich spähend im Zimmer um. Dann trat er dicht an mich heran und begann flüsternd: „Wenn der Herr Kommissair auch thut ungnädig, so weiß er doch, daß ich es gut meine mit dem Herren Kommissair. Habe ich in letzter Zeit oft denken müssen an ihn. Gott, habe ich mir gedacht, wie thut er mir leid. Er ist ein kluger Mann, er ist ein studirter Mann, und doch schläft er in einem harten Bett und hat nur anzuziehn einen alten Rock und fehlt ihm dies und fehlt ihm das. Schlom, habe ich mir gesagt: du mußt ihm helfen, dem Herren Kommissairen . . .“

Seine Augen bligten listig, als er sich zu mir herabbeugte und mir zuflüsterte: „Will ich einen Vorschlag machen. Will ich nichts weiter haben als den Schlüssel zur neuen Walfscheune, die steht leer, und werde ich wiederbringen den Schlüssel nach einigen Tagen. Will ich nichts haben umsonst.“ Er holte eine fettige Brieftasche aus dem Innern seines Kastrans und langte einen Schein heraus. „Biete ich hundert Rubel.“ Er legte das Geld vor mich auf den Tisch und trat einige Schritte zurück, wobei er mich unausgesetzt beobachtete.

Ich begriff zuerst nicht, dann aber ging mir ein voller Schimmer des Verständnisses auf.

Die Schmuggler hatten einen Hauptstreich vor. Sie wollten in der nächsten Nacht eine Partie Waaren über die Grenze bringen, zögerten aber, vielleicht aus Furcht vor den grade scharfe Wacht haltenden Grenzsoldaten oder aber, weil ihnen die Nächte noch nicht dunkel genug schienen, die Ladung zu weit in's Land hineinzuschaffen und waren so um einen geeigneten Lagerplatz verlegen. Die einsame, im Walde gelegene Scheune, welche die Futtervorräthe für die Postpferde barg und jetzt fast leer stand, war von der Grenze aus auf einsamen Schleichwegen sehr wohl zu erreichen und paßte zu diesem Zwecke gut genug. Später, wenn die Gelegenheit günstiger, konnten ja die Waaren unbeobachtet abgeholt und weiter geschafft werden. Der Preis, den man mir bot, war im Verhältniß zu der Dienstleistung, die man von

mir verlangte, ungemein hoch; es mußte sich also um recht viel handeln.

Ich erschrak und mein Herz begann mächtig zu klopfen: „Ich soll Euren Fehler machen und die geschmuggelten Sachen bergen,“ sagte ich und faßte den Juden scharf in's Auge.

Schlom ließ sich nicht aus der Fassung bringen. „Weiß ich's,“ meinte er, „habe ich nicht davon gesprochen, sondern nur von dem Schlüssel. Was ist's wenn einer dem anderen giebt einen Schlüssel? Ist's ein Unrecht?“

Ich müßte lügen, wenn ich erzählen wollte, daß ich das Anerbieten mit gebührendem Grimm und mit flammender Verachtung zurückgewiesen hätte. Nein, ich gerieth in einen heftigen inneren Kampf und tausend wirre Gedanken zogen mir durch den Sinn. Man mag ja sagen, daß hundert Rubel keine bedeutende Summe ist, für mich aber galt sie damals so viel, als anderen das Zehnfache. Schlom hatte Recht. Ich war in Bedrängniß, mein Gehalt reichte kaum zum Nothwendigsten und doch mußte ich alte Schulden bezahlen. Noch vor einer Woche hatte ich einen Brief aus Dorpat empfangen, in welchem ein Gläubiger mir mit Personalarrest drohte, falls ich nicht einen mehrfach prolongirten Wechsel, der binnen Monatsfrist fällig war, zum Termin einlöste. Ging ich auf das Anerbieten des Juden ein, nahm ich das Geld vom Tisch und gab ihm dafür den Schlüssel her, dann war ich gerettet; anderenfalls war mir der Schuldhurm und der Verlust meiner Stelle sicher.

Schlom errieth, was in mir vorging, und sein Auge blitzte in Siegeszuversicht auf. Aber er mißverstand mich doch.

„Sind Ihnen vielleicht hundert Rubel zu wenig?“ raunte er nähertretend, „biete ich Ihnen fünfzig mehr.“ Und er legte ein paar kleine Scheine zu dem ersten.

Ich war aufgesprungen, mit scheuen Blicken und unsicheren Schritten durchmaß ich das Zimmer. Vor mir aber stand mit erwartungsvoll vorgebeugtem Körper und lauern den Augen, wie ein zum Stoß bereiter Raubvogel, wie der leibhaftige Versucher — der rothe Schlom.

Da zufällig fiel mein Auge in das nebenanliegende Schlafzimmer, dessen Thür offen stand, und auf meinen alten Burschen-

deckel, der friedlich über dem Bette hing. Und mit einem Schlage waren alle meine Zweifel und quälende Unruhe hin, die wirren Gedanken ordneten sich und ich empfand glühende Scham. War es so weit mit mir gekommen? Wagte man mir das zu bieten? Die Farben sollte ich beschimpfen, zum Hundsfott werden um der bunten Scheine willen! . . . Nein, tausend Mal nein, lieber in's Elend, lieber in den Schuldhurm! . . .

„Schlom,“ sagte ich ruhig und sah ihm grade in's Gesicht, „steck Euer Geld ein, sofort!“ Er zögerte und wollte etwas entgegnen, doch wie er meiner drohenden Miene begegnete, nahm er die Scheine kopfschüttelnd an sich.

„Schlom,“ sagte ich wieder und holte mein Gewehr von der Wand herab, „paß auf, seht, wenn ich jetzt eins, zwei und drei gezählt habe und Ihr seid noch hier, so schieße ich diese Ladung Keschosten Euch in die krummen Beine.“ Der Jude sperrte den Mund auf und spreizte die Finger seiner rothen, behaarten Hände.

Ich hob das Gewehr in Aufschlag. Eins, zählte ich, zwei... da war der Jude mit einem Satz an der Thür, im Nu hatte er sie geöffnet und mit flatternden Kastanschoßen stob er hinaus.

Ich aber nahm meinen Deckel von der Wand, betrachtete ihn lange und liebevoll und strich liebkosend über die vergilbten Farben. Aus tiefstem Herzen dankte ich Gott, daß er mich aus so großer, so furchtbarer Gefahr errettet . . .

Aber auch sonst noch hatte ich Grund, die Güte der Vorsehung zu preisen. Mir fiel es auf, daß ich so gar nichts mehr von dem fälligen Wechsel erfuhr, obgleich der Zahlungstermin längst verstrichen war. Kein Protest, kein Advokatenbrief, keine Mahnung, — nichts. Erst viel später erfuhr ich, daß der Wechsel längst bezahlt war. Von wem, darüber vermochte mir niemand Aufschluß zu geben. Zuletzt löste sich auch dieses Räthsel. Fernando's Bruder, den ich ja auch in Dorpat erlebt, der jetzige Majoratsherr, hatte durch andere, an die ich mich gewandt, von meiner Nothlage erfahren und die Schuld im Stillen getilgt. Ich dankte dem gütigen Mann, er aber wollte es nicht wahr haben . . . So hat mir Fernando noch aus dem Grabe geholfen. —

Von der Station siedelte ich hierher über, wo mir ein kleiner Posten angetragen worden war. Meine Schwestern waren nach

dem Tode der Mutter fortgezogen und von den alten Universitätskameraden, mit denen ich noch Fühlung hatte, wohnte hier so gut wie keiner mehr. In meiner Waldeinsamkeit war ich scheu und weltfremd geworden, hier in der Stadt und unter den Menschen aber kam ich mir noch verlässener vor. Mein besonderer Schicksalsgang hatte mich denjenigen, die nach Stand, Erziehung und Bildung zu mir gehörten, entfremdet und die Art meiner Beschäftigung hier, welche verschiedene Formen annehmend und von Monat zu Monat wechselnd mich nur höchst kümmerlich über Wasser hielt, entfernte mich noch mehr von ihrem Kreise. Sie sahen auf mich von der Höhe ihres Standpunkts herab als auf etwas Niederwertiges, Untergeordnetes, mit einem gewissen kränkenden Mitleid, und statuirten ihren Kindern an mir ein warnendes Beispiel, wie man es nicht treiben soll, — und ich, nun ja, ich konnte daran nichts ändern. Aber Niemand ist so anspruchslos oder so egoistisch, daß er ganz ohne Menschen auszukommen vermöchte, und da mir die Gesellschaft der ursprünglich Gleichstehenden verschlossen blieb, stieg ich in die Tiefe hinab, zufällig und ungewollt. Bei Törner, wo ich seit Jahren wohnte, lernte ich die Leute kennen, in deren Gesellschaft Sie mich gestern sahn, — kleine Kaufleute, Industrielle, Beamte, die häufig in der Conditorei verkehren. Sie waren freundlich zu mir in ihrer Art, bewiesen mir Theilnahme und das that wohl. Nie aber, wenn ich nüchtern in ihrer Mitte saß, verließ mich die Empfindung, daß ich mir eigentlich vergab und nicht in diese Gesellschaft gehörte. Und dann erwachte in mir eine gewaltige Erbitterung gegen das Schicksal und die Lust mich zu betäuben. Was kam es jetzt mir drauf an, was die Welt über mich sprach? Mochte es denn seinen Gang gehn! Auch ich hatte einen bescheidenen Anspruch auf die Freuden des Lebens, ich fand ihn hier. So gab ich mich, alles Andere drüber vergessend und die innere Stimme zum Schweigen bringend dem Augenblicke hin und so konnte es kommen, daß ich das Maß des Erlaubten in Trinken und Reden überschritt. Und andererseits: was hoffte ich noch vom Leben? Je früher es aus war, desto besser für mich und die übrigen . . .

So dachte ich bis vor Kurzem. Doch heute morgen kam die Erkenntniß, wie unrichtig meine bisherigen Anschauungen gewesen.

Nein, ich hatte doch nicht das Recht mich wegzuverwerfen, so lange mich jemand, der an Bildung, Sitten und Anschauung mir nahe stand, mit freundlichem Wohlwollen, Rücksicht und Achtung entgegen kam, wie Sie es gethan. Und ich gelobte mir, daß Aehnliches sich nicht wiederholen sollte. Wollen Sie mir vertrauen, mein lieber junger Freund?

Der alte Starck schwieg und reichte mir die Hand herüber, die ich lange und kräftig drückte. Wie durfte ich da urtheilen, verurtheilen, richten?

Es war mittlerweile so dunkel geworden, daß ich die Züge des alten Mannes vor mir kaum mehr unterscheiden konnte und schattenhaft erschien auch seine Gestalt, wie er sich nun erhob und mit leisem: „behüte Sie Gott!“ von mir Abschied nahm. Schweigend und bewegt geleitete ich meinen Gast bis zur Treppe, die auf den Flur und die Straße führte. Auf der ersten Stufe drehte er sich noch einmal lebhaft um: „Und grüßen Sie Dorpat!“

## VII.

Die Jahre kamen und gingen. Ich hatte die Universität verlassen und befand mich in fester Stellung. Meine Eltern lebten seit dem Winter, der meiner Bekanntschaft mit dem alten Starck folgte, gleichfalls nicht mehr in N. So hatte ich keine Gelegenheit, die Stätte meiner Jugend zu besuchen und im Lärm des Tages, unter neuen, stets wechselnden Eindrücken gedachte ich nur selten ihrer und was mit ihr zusammen hing. Auch das Bild des alten Starck war in mir verblichen.

Da führte mich eine zufällige Veranlassung auf einige Tage nach N. zurück. Ich hatte meine Geschäfte erledigt und benutzte den Rest der mir noch bleibenden Zeit, alte Erinnerungen aufzufrischen. Es war dort Alles größer und schöner geworden. Vieles, was als unzerstörbar in meinen ursprünglichen Vorstellungskreis gehörte, war verschwunden und Neues dafür aufgeblüht. Immerhin aber blieb genug übrig, was mich an die alte Zeit gemahnte und in sie zurückversetzte. Auch den alten schattigen Stadtpark mit seinen einsamen, verschlungenen Gängen und uralten dichtbelaubten Bäumen, unter denen ich als Kind gespielt, suchte ich auf und mich ergriff ein freundiges Gefühl, als ich ihn fast unverändert

wiederfand. Unvermerkt führte mich mein Weg aus dem Park auf die Heerstraße, welche von Pappeln eingefast, schnurgerade in's Land lief.

Es war schon Ende August. Leise nahte der Herbst und blies mit zartem Hauche hie und da die Blätter rötlich an, die eilenden Wolken zeigten die Farbe der Haide und über die weite Ebene, die sich vor mir ausdehnte, jagten sanftbewegte, wechselnde fremdartige Lichter, welche das Grün der Birken am Horizonte bald in helle Gluth, bald in düstere Schatten tauchten.

Auf der Straße rollte ein seltsames Fuhrwerk heran. Ein mageres braunes Pferdchen zog mit Anstrengung an einem Lastwagen, auf dem allerlei Möbel und Hausgeräth schlecht und sorglos zusammengepackt lagen. Nebenher schritt ohne sonderliche Eile der Fuhrmann, ein kleiner dürrer Bauer, und feuerte von Zeit zu Zeit mit der kurzen Peitsche sein Kößlein zu größerem Eifer an. Den Beschluß machte eine kleine, gebückte Männergestalt, die, eine Flinte über der Schulter, mit kurzen ungleichmäßigen Schritten hinter dem Wagen herging.

Ich hätte dem sonderbaren Zuge vielleicht gar keine Beachtung geschenkt, wenn nicht der kleine Mann, meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte. Wer ging doch so? Wie ich stehen blieb und ihn mir genauer ansah, da war kein Zweifel mehr möglich, — das war mein alter Vertrauter aus den Ferien der Studentenzeit, der alte Starck. Ich rief ihn an. Er stuzte und schaute verwundert zu mir herüber. Ich rief nochmals seinen Namen.

Und während er, noch immer zweifelhaft, an den Rand der Straße trat, war ich über den Graben gesprungen und auf ihn zugeeilt.

„Erkennen sie mich nicht mehr, Herr Starck?“

Da beschattete er die Augen mit der Hand und wie sein Zweifel sich in Gewißheit löste, zog wieder das alte, gemüthliche Lachen über die verschrumpften Züge. Da stand er leibhaftig vor mir, der alte Starck, aber wie hatte die Zeit ihn gewandelt! Der Rücken ganz zusammengesunken und gebückt, der mächtige Kopf von schneeweißem Haar umrahmt, das gute alte Gesicht eingefallen und verwittert. Auch auf dem borstigen Schnurrbart lag Schnee.

Er hielt lange und wortlos meine Hand. „Sie, Herr—r, Sie!“ Zwar schnarrte er noch, aber es war nur ein Nachhall

des früheren energischen Tones. „Was führt Sie her in unsere Gegend?“

Ich gab kurze Auskunft.

„Und wie ist es Ihnen unterdessen ergangen?“ forschte ich zurück und mein Blick streifte die Gegenstände auf dem Wagen. Das waren dieselben wurmstichigen Stühle, der wackelnde Tisch, das schmale, unbequeme Bett, die ich einst oben bei Törner gesehn. Der Alte schlug den Blick nieder. „Nun, wie ich's gewohnt bin,“ erwiderte er, „nicht allzugut, aber es könnte auch schlechter gegangen sein. Wohin ich mit meinem Kram da ziehe, wollen Sie wissen? Ja, sehn Sie, vor drei Monaten wurde die Chausseeinnehmerstelle frei, dort drüben,“ er zeigte die Landstraße herauf, „und da es doch etwas Festes und ich ohne Stelle war, so griff ich zu. Schwerer Dienst, bei Tag und Nacht, keine Ruhe und bei jedem Wetter heraus, und dazu die infame Gicht in den Gliedern. Ich sah, es ging nicht, und nahm meine Entlassung...“

Während der Alte erzählte, konnte ich mich von der Empfindung nicht befreien, daß mir etwas an seiner Gesamterscheinung fehlte. Endlich fiel es mir ein.

„Wo ist Leda?“ fragte ich in seine Erörterungen hinein.

Der Alte senkte das Haupt. „Todt,“ sagte er lakonisch.

„Und nun?“ fragte ich nach längerem Schweigen und deutete auf die Fuhre, die sich wieder in Bewegung setzte.

„In die Stadt,“ erwiderte dumpf der Alte. „Jrgend wo wird sich ein Plätzchen finden für den alten Starck und ein Stückchen Dach über seinem grauen Kopf, bis man ihm sein letztes Haus baut.“

Mir wurde es weich und schwer um's Herz.

„Herr Starck,“ sagte ich ein wenig zögernd, „Sie haben für Ihre neue Einrichtung gewiß einige Mittel nöthig. Darf ich?... Sie wissen, es ist gut gemeint.“ Ich bot ihm an, so viel ich entbehren konnte.

Er sah mich an aus großen, gerührten Augen. „Von Ihnen nehme ich's gerne,“ sagte er leise, „und, will's Gott, so sollen Sie es bald wieder haben.“

Wir reichten uns die Hände. Langsam, aber stetig bewegte sich drüben der Wagen in der Richtung zur Stadt fort. „Ich muß eilen,“ sagte Starck unruhig. Er nickte mir nochmals zu,

schulterte das Gewehr und eilte dem Fuhrwerke nach. Ich ging meine Straße weiter, doch noch ein Mal wandte ich mich um und schaute gedankenvoll zurück. Da schritt der Alte seinen Leidensweg, weiter, weiter, immer kleiner und undeutlicher wurde seine Gestalt, bis sie in der hereinbrechenden Dämmerung versank...

\* \* \*

Nach einem Jahr etwa lief bei mir ein Gelbbrief ein. Der alte Starck schrieb mir und ich betrachtete mit Interesse diese kleine, krause, weiche Handschrift, die seinem Wesen und Charakter so gut entsprach. Er schickte mir die Hälfte des geliehenen Geldes. Seine Zeilen aber lauteten:

N. d. 4 Jan. 187...

Sehr lieber verehrter Herr!

Endlich bin ich in der Lage, mich wenigstens theilweise der Ihnen gegenüber eingegangenen Verbindlichkeit zu entledigen und wahrlich, ich thue es mit allerwärmsten Danke. Nach Jahresfrist hoffe ich auch den Rest zurückzuerstatten. Der alte Gott lebt noch. Er hat mir auf der beschwerlichen Wanderung durch das Leben endlich eine Last vergönnt, da ich ausruhn darf, bevor ich die letzte und größte Reise antrete. Keine Dase, kein Palmen-schatten, kein silbersprudelnder Quell, aber doch eine gute beschagliche Stelle als Speicher- und Kellerverwalter in einem hiesigen Geschäft. Dreißig Silberrubel feste monatliche Gage, wie viel schweres Geld! Dafür kann ich nicht allein anständig leben, mir ein warmes Zimmer und einen guten Mantel beschaffen, sondern auch Schulden bezahlen. Es lebte sich schon, wenn nur die Gicht mich nicht plagte. Doch darf ich nicht klagen, hätte ich doch nie geglaubt, daß es einst mit mir noch so gut werden könnte.

Ihr treu ergebener

Karl Starck.

## VIII.

Wieder war eine stattliche Anzahl von Jahren verflossen, ehe ich die gute Stadt N. betrat. Wieder ging ich schlendernd die Straßen hinab und kam auf meiner Wanderung an den Ort,

wo inmitten einer Flucht neuerbauter Häuser in progigem Geschmack sich die Törnersche Conditorei furchtsam und verschüchtert zu ducken schien, noch gänzlich unberührt vom Hauche einer neuen Zeit. Noch immer wies dieselbe, mir so wohlbekannte schwarze Tafel mit den goldenen, jetzt halb verblichnen Buchstaben den Weg zum Eingang in die Wirthschaft und als ich meinen Blick in die Höhe hob, sah ich auch am Giebel das Fenster wieder, das zu der ehemaligen Wohnung des alten Starck gehörte. Es war Alles wie einst, nur der Garten, in den ich so gerne hinabgeschaut, war verschwunden, die prächtigen Linden niedergelegt und an der Stelle, wo sonst ihre schattigen Kronen zum Himmel strebten, ragte jetzt ein nüchterner kasernenmäßiger Neubau empor. Unwillkürlich hemmte ich den Schritt und im nächsten Augenblick stand ich vor dem altbekannten Buffett der Törnerschen Wirthschaft. Törner erkannte mich gleich und nickte mir lächelnd zu. Er war breiter und behäbiger geworden, aber die Augen hatten den munteren, lebensfreudigen Ausdruck behalten.

Ich bestellte etwas und fragte nach dem alten Starck.

„O, der ist todt!“ meinte Törner gleichmüthig, in dem er mir mein Glas füllte. „Ging ihm ja zuletzt so weit ganz gut, und still und solide lebte er auch. Seit jenem Abende — nun Sie wissen wohl — hat er sich hier so gut wie garnicht mehr gezeigt und der Rosenfeld, der ja auch schon lange auf dem Kirchhof liegt, bedauerte es später immer, daß er dem Starck so garnicht beikommen könnte. Aber er kränkelte, der Alte, und ist so ganz langsam weggestorben. Eine Art Testament hat er auch hinterlassen. Besaß ja nichts, doch seinen alten Farbendeckel sollte man ihm in dem Sarg legen und das alte Lederpolster, das er im Leben immer als Kissen benutzte, unter den Kopf.“

Fernando's Kissen! dachte ich.

„Ist auch alles pünktlich ausgeführt worden,“ schloß Törner seinen Bericht.

„Wo liegt Starck begraben?“ fragte ich.

„Auf dem alten Kirchhof, so viel ich weiß,“ erwiderte Törner achselzuckend, „über das Weitere wird Ihnen der Kirchhofswächter wohl Bescheid geben.“

Armer Starck! dachte ich, wie schnell bist Du vergessen Nicht einmal dieser, mit dem Dich jahrelange häusliche Gemeinschaft verbunden, weiß von deiner Ruhestätte!

Ich nahm einen Wagen und fuhr über die neue Brücke, den Hafen entlang, der Vorstadt zu, an kleinen, bescheidenen hölzernen Häusern vorbei, bis der Weg immer einsamer und beschwerlicher wurde. Vor dem Hause des Todtengräbers ließ ich halten und fragte drinnen nach Starck's Grab.

Der stille Mann maß mich mit einem erstaunten Blick. „Karl Starck?“ fragte er nachdenklich, „aus welchem Jahr? 1878? Weiß nicht, ist schon lange her, da muß ich meine Bücher nachschlagen.“ Er blätterte längere Zeit, dann blieb sein Finger an einer Stelle haften. „Hier,“ sagte er, „Karl Starck, Grab auf der Fichtenhöhe.“ Und als er meinem fragenden Blick begegnete: „Ja, das sind die alten Gräber. Es ist schwer sich da zurechtzufinden. Wenn Sie wollen, begleite ich Sie.“

Wir schritten schweigend durch das Reich der Todten, auf das der October doppelte Schwermuth streute, vorüber an frischen und halbversunkenen Gräbern und Kreuzen. Der Wind raschelte in den welken Kränzen und leise schwankten die Ästern, auf den stillen Hügeln. Weit, weit hinten, wo der Friedhof schon zu Ende zu gehn schien, ragte eine steile Höhe, die dunkle Kiefern krönten. Wir klangen durch den dicken gelben Sand hinan und mein Begleiter ließ prüfend den Blick über die Umgebung schweifen. An einer Stelle blieb er stehn. „Hier,“ sagte er lakonisch, grüßte und ging von dannen.

Also hier hatten sie Dich gebettet, alter Starck!

Ein von Moos und Unkraut überwachsener, halbverfallener Hügel, ein schiefes, schlichtes, dunkles Kreuz aus Tannenholz mit einfacher, halbverblasster Inschrift, — das war alles, was an Dich erinnerte.

„Karl Starck,“ las ich mühsam, „geboren 20. Juni 1806 gest. 4. Nov. 1878...“

In der Nähe stand eine Bank, ich setzte mich und starrte in Gedanken versunken auf den Hügel.

Um mich war es so friedlich und still. Oben in den uralten Kiefern klang es wie von dunkeln Liedern und gradeaus vor mir

dahin ich den Blick nun hob, that sich eine überraschend schöne Aussicht auf. Dort schlug der weiße Gischt der Brandung wider die Molen, dahinter aber dehnte sich das unermessliche Meer, dessen grauer Spiegel heute von leichten Wellen gekräuselt war. Eine frische, gesunde, salzige Luft wehte in leiser Brise zu mir herüber.

So hatte er die Natur doch nahe, die er so sehr liebte. —

Und ich dachte, ein wie schwaches und willensunkräftiges, aber auch ein wie treues und rechtes Herz in dem Manne geschlagen, der da unten ruhte. Was er auch gefehlt, er hatte es überreichlich gebüßt mit einem langen, langen Leben voll Entfagung, Vereinsamung und Zurücksetzung. Er hatte nirgends festen Fuß gefaßt, er war ein Fremdling geblieben in dieser Welt, deren lichte Höhen er nur von ferne geschaut. Er hatte umsonst gelebt, ein verfehltes und geknicktes Leben, das in der Knospe erstarrt war ohne Blüthen und Frucht zu tragen. Oder nein. Zwei prangende Blüthen hatte es doch gezeitigt: begeisterungsfähige Freundschaft und die bis in den Tod getreue Liebe für seine Jugend, seine Burschenjahre.

Ich blickte zum Himmel auf. Dort stand ein Stern an der graublauen Wölbung, gerade über Starck's Grabe.

Und wieder dachte ich, wie niemand so arm, mühselig und beladen ist, daß ihm nicht in der Tiefe des Herzens ein Ideal wohne, welches ihn führt und aufrichtet, ihm leuchtet und Tröstung bringt in den Dunkelheiten dieses Lebens.





## Kunstbriefe.

---

### VI.

Aus der Hochfluth der Theaterfaison dieses Winters ragt hier und da Etwas hervor, nicht aere perennius, aber doch werth vom Tageschronisten festgehalten zu werden, sei's auch nur, weil es von der immer noch steigenden Fluth am Ende auch bedeckt und fortgerissen werden könnte . . . .

Wer spricht heute noch von dem großartigen Haase-Jubiläum, das vor Monatsfrist in aller Leute Mund war in der raschlebenden Millionenstadt, in aller Leute Mund, soweit sie Raum haben in Hirn und Herz für geistige Interessen?

Und es war doch eine so „schöne“, so „großartige“ Feier! Wenigstens wurde sie damals dafür ausgegeben. Was Namen hat in Theater- und Schriftstellerkreisen, drängte sich heran an den Jubilar und sonnte sich in seinem Glanz, wie es diesen andererseits selbst vermehrte.

Der bald siebenzigjährige Bühnenkünstler, der weit eher einem Diplomaten oder Minister a. D. gleicht, als einem Vertreter der Kulissenwelt, ist heute sicher der im Auslande bekannteste deutsche Schauspieler. Auch in Bezug auf seinen Lebensgang, von dem ja jedes Konversationslexikon genügend Auskunft zu geben weiß. Auch in seinem Vaterlande, in dem er in den letzten 13 Jahren keinem festen Bühnenverbande mehr angehört hat, sondern nur als Gastspieler thätig war, gehört er zu den bekanntesten und beliebtesten. Als daher ein letztes, allerletztes

Gastspiel im königlichen Hofschauspielhause angekündigt wurde, mit dem Friedrich Haase sich für immer von der Bühne verabschieden sollte, da erregte es allgemein großes Interesse und gleichzeitig begannen die Vorbereitungen zu einer großen Abschiedsfeier . . . . So kamen denn noch einmal die Kozebue und Raupach, die Benedix und Scribe auf einer der ersten Bühnen Deutschlands zu Ehren während mehrerer Wochen, bis der 15. Januar da war, an dem die letzte Haase-Vorstellung stattfand und der Künstler als Graf Thorane im Gutkowschen „Königs-Lieutenant“ mit dessen Schlußworten den Berlinern sein wehmüthiges „adieu, adieu pour toujours!“ zurufen konnte . . . Schluchzen, Tücherschwenken, Kränze und Sträuße . . . Dann, eine große offizielle Verabschiedung auf der Bühne selbst. Das war das Vorspiel. Tags darauf ein großes Festessen im „Kaiserhof.“ Spenden und Ehrungen aller Art, zahlreiche rührende und gerührte Reden und Gegenreden in glänzender Versammlung, die Tafel mit lauter kleinen Häschen im Lorbeer schmuck geziert. U. s. w. Und das Ende vom Liede? Nicht Friedrich Haase hat Recht behalten, der in seiner Rede von der Bühne des Schauspielhauses herab den Zuschauern zurief: „er sei glücklich, daß es ihm vergönnt gewesen, gerade in Berlin Abschied zu nehmen, das ihm stets so freudig entgegengekommen sei!“ Sondern Oskar Blumenthal, der im Kaiserhof launig auf das nächste Gastspiel Haase's — im Lessingtheater toastete. Im Lessingtheater hat es nun freilich nicht stattgefunden, sondern in Magdeburg, dem sich ein weiteres in Köln anschloß. Und so wird sich der Meister szenischer Kleinkunst und bestechender Bühnenroutine wohl noch ein Jahr durchverabschieden von allen Hauptstätten seines einstigen Wirkens. Bis dahin hätten wir also wohl noch Zeit, die Summe dieses Wirkens zu ziehen. Nur soviel schon heute: Haase galt in den 50-er und 60-er Jahren als einer der allerbesten Vertreter des Faches, das man damals und auch später als das des „Charakterdarstellers“ bezeichnete, und er legte in dieses Fach soviel persönliches Können der Kleinmalerei hinein, daß sich mit der Zeit in der Sprache der Bühnenwelt das Wort: „Haase-Fach“ herausbildete. Heute muß jeder Schauspieler Charakterdarsteller und jeder Bühnendichter Charakterschöpfer sein. Und Haase, der vielbeneidete „Realist“ von damals, er erscheint neben

den Realisten von heute nur noch als Routinier. Aber, wie ich schon sagte, diese Routine hat mitunter etwas Berausches, das Detail seiner Menschenmalerei etwas Fesselndes und das immer um so mehr, je weniger der Dichter ihm an Material bot. Großes seelisches Material der Dichtersfürsten vermochte er nicht zu bewältigen. Nicht sein Lear und sein Hamlet, nicht sein Richard III. und sein Alba haben ihm die großartige Subelfeier eingetragen, sondern sein Rocheperrier und Bonjaur, sein Thorane und sein Lämmchen, sein Klingsberg und sein Cromwell . . .

\* \* \*

Tout passe, tout casse, tout lasse . . . Auch Haase konnte sich die letzten Jahre über davon überzeugen, wenn er die Kritiken am Abend seiner Bühnenlaufbahn mit denen aus der Zeit, wo seine Beifalls-sonne in Mittagshöhe stand, verglich. Aber er kann sich auch mit der Gunst der großen Masse trösten — die ist ihm gleich treu geblieben ein halbes Jahrhundert hindurch. Merkwürdig, diese große Masse — wie langsam sie sich fortentwickelt insbesondere auf dem Gebiete jeglicher Art Kunstgeschmacks. Da bleibt sie stets hinter der kleinen Gruppe ästhetischer Feinschmecker und ihrer die kritisirende Feder schwingenden Führer um ein paar Jahrzehnte zurück.

Das merkt man jedes Mal auf's Neue, wenn einer der Halbgötter der Modernen zu Worte kommt, was jetzt freilich immer seltener zu geschehen pflegt, denn schließlich ist auch für den tollsten Principienreiter unter den Theaterleitern ein schöner Massenrapport über Aufführungen klassischer Dichtungen und unmoderner Mittelwaare weit werthvoller und lieber, als die begeistertsten Hymnen jenes Häufleins Kritiker. Von allen Theaterleitern der letzten 10 Jahre ist hier nur Ludwig Barnay zum Millionär geworden, obschon — oder weil? — Stücke wie ein Ohnet'scher „Hüttenbesitzer“ zum eisernen Bestande seines Spielplans gehörten.

Gar bitter sind dagegen die Erfahrungen, die das „Deutsche Theater“ macht. Besonders in diesem Winter. Die beiden Haupttrümpfe, die Direktor Otto Brahm auspielte, erwiesen sich als viel zu schwach und wurden von Mißgunst und Verständnißlosigkeit überstochen.

Selbst die allerwärmsten Anhänger des Hauptmann-Kultus mußten zugeben, daß „Florian Geyer“ ein ganz verfehltes Werk. Deswegen hätte es freilich bei der Erstaufführung am 4. Januar nicht zu den wunderlichen Auftritten zu kommen brauchen, die im letzten Akte gar zu minutenlanger Unterbrechung des Spiels und einem Höllenlärm führten. Hervorgehoben wurde der beispiellose Skandal weniger durch die Dichtung, als durch die überlaute Gemeinde der Freunde des Dichters, die dort einen großen Erfolg sehen und schaffen wollten, wo das Publikum nur Mißbehagen empfand und einen Mißerfolg verzeichnete. Doch wir wollen von diesen Vorgängen ganz absehen, die den Theatersaal zum Schauplatz einer stürmischen Volksversammlung machten. Sie allein dürfen für das Werk nicht maßgebend sein. Gleich den „Webern“ ist's eine Mitleidstragödie, aber die gequälten schlesischen Arbeiter mit ihrem Hunger und Elend stehen mir immerhin näher, als die Bundschuhleute mit ihren 12 Artikeln aus dem an tragischen Episoden und entsetzlichen Vorkommnissen so reichen fränkischen Bauernkriege des Jahres 1525. Ihr ritterlicher Führer, der Florian Geyer, gewiß eine tragische Figur, ist episch und dramatisch schon wiederholt verarbeitet worden — aber Hauptmann hat nicht mehr Glück dabei gehabt, als seine Vorgänger. Der Dichter nannte sein Werk „Bühnenspiel“ — charakteristisch für die Modernen ist überhaupt die geßtliche Umgehung der landläufigen dramatischen Gattungsbezeichnungen — aber auch das Bühnenspiel muß uns in erster Linie eine festgefügte Handlung, Steigerung und Entwicklung bieten, wenn anders es fesseln soll. Hier — nichts davon. Eine endlose Reihe von Bildern und Szenen, oft vollständig zusammenhanglos, so daß z. B. das Vorspiel ganz gut an Stelle des dritten Aktes, dieser anstatt des zweiten und der zweite als erster Akt hätte gegeben werden können — man hätte wahrlich keinen Unterschied gemerkt. Erst im vierten beginnt so was wie dramatische Handlung uns zu fesseln, die dann im fünften in echt Hauptmannscher Weise gewaltig ergreift, schließlich aber durch das Uebermaß naturalistischer Zumuthungen verstimmt und abtödt. Bis zur zweiten Hälfte des vierten Akts nichts als wüster Lärm auf der Bühne, ein Stoßen und Drängen und Schreien von zahllosen immer wieder neuen Gestalten, die kennen

zu lernen wir gar nicht Zeit haben, deren Summen wir mitunter nicht einmal verstehen können. Florian Geyer selbst aber mitten drin keineswegs der Alles beherrschende Mittelpunkt von zwingender Gewalt, um den sich Alles sammelt, sondern eigentlich auch immer nur Episode, wie die Uebrigen Alle. Freilich war das Werk, das zuerst für zwei Abende berechnet war, stark zusammengestrichen worden. Vielleicht dadurch stellte die Aufführung an historische Spezialkenntnisse so starke Forderungen, läßt sie so viel der Räthseldeutungskunst übrig. Aber Publikum will keine Räthsel lösen im Theater. Dazu das ewige Stimmengewirr, Rüstungsgeklirr, Schwertergeräffel und Kanonengeprassel — auch Männernerven hielten die Sache schwer aus. Trotz alledem gelang es Hauptmann nicht einmal, großausgeführte, klargezeichnete, farbenprächige Zeitbilder zu liefern. . . Und das sollte nun einen Goetheschen „Wölg“ in den Schatten stellen! Jemand meinte recht boshaft: dieser sei wirklich ein „eijerner“ Wölg, Hauptmanns „Florian Geyer“ aber nur — blechbeschlagen. . . Der Raum verbietet mir leider eingehender bei der Dichtung zu verweilen. Jedoch heißt es die Gerechtigkeit zu betonen, daß ein Hauptmann sein dichterisches Genie nimmer ganz verleugnen kann: auch hier gabs Momente, Züge, Scenen von großer dichterischer Schönheit und Kunst, zumal im 4. und 5. Akt, theilweise auch im zweiten. Man hat sie später herauszuretten gesucht. Zur zweiten Aufführung war das große Vorspiel ganz gestrichen, waren die übrigen Akte erheblich gekürzt worden — aber geholfen hat das nicht und nach zwei Wochen schon war das so mühsam einstudirte, mit soviel Kosten inszenirte „Bühnenspiel“ vom Spielplan so gut wie ganz verschwunden. Wenn ich nicht irre, hat es überhaupt noch nicht zehn Aufführungen erlebt.

\* \* \*

Fast ebenso schlimm erging es M a x H a l b e. Nicht so hoch steckt er sich sein Ziel, wie der fruchtbarere Gesinnungsgenosse und größere. Wenn dieser künstlerisch Zeit- und Weltfragen zu erfassen und bis zur Höhe dichterischer Verallgemeinerung des Menschlichen überhaupt zu erheben bemüht ist, so begnügt sich Halbe mit kleinen stimmungsvollen Lebensauschnitten der einzel-

nen Menschen. Aber die Mittel, mit denen er arbeitet, sind zu meist die gleichen und die treibende Lebensphilosophie ist dieselbe. Der Erfolg seiner „Tugend“ vor ein paar Jahren, die anzubringen ihm übrigens viel Mühe gekostet hat, weckte das Interesse für seine neueste Dichtung: „Lebenswende“ die er als „Tragikomödie“ bezeichnet. Schon diese Bezeichnung allein erscheint verhängnißvoll. Was einem Shakespeare gelingen konnte, das Tragische und Komische in einem Unauflösllichen zusammenzuwerflichen — Halbe ist es mißlungen und selbst zwei Halbe machen, trotz aller mathematischen Grundsätze, noch kein Ganzes. Das Tragische wird hier nicht sowohl vom Komischen, sondern vom Grotesken überwuchert und wo der Dichter erschütternd wirken wollte, da verdarb er Alles durch Banalität, die namentlich im 5. Akte Platz griff. Eine Handlung giebt's freilich dieses Mal, aber sie setzt erst im 3. Akte ein und wird schließlich — unerhört! — nach dem deus-ex-machina-Rezept jäh übers Knie gebrochen. Zwei junge Männer, ein strebsamer Techniker, Weyland und ein verbummelter, faßt- und markloser Student, Ebers, ewig im Kater und verträumt, leben in einem Chambre-garni bei einem Fräulein Olga, dem einst der Bräutigam kurz vor der Hochzeit starb. Sie hat eine Nichte bei sich, Provinzialbackfisch Bertha, ein verliebtes und verschlagenes Mädchen, das die Residenzluft kennen lernen soll und über dessen Lüsternheit und sinnlicher Neugier nur die Philistrosität der Kleinstadt die Patina einer scheinbaren Herzensreinheit gedeckt hat. Sie kokettirt bald mit Ebert, bald mit Weyland, läßt sich von jenem küssen und bietet sich diesem als Weib an. Das Letztere thut auch Olga, in einer der besten Szenen, in wahrhaft dichterisch natürlicher Weiblichkeit; sie selbst wird von einem aus Amerika heimgekehrten alten Jugendfreunde geliebt und umworben, Robert Heyne, der Weib und Kind drüben verlassen hat, wie sie ihren Bräutigam. Weyland beschäftigt sich mit einer großen Erfindung auf dem Gebiete des Bronze-gusses. Aber dazu braucht er Geld. Die Rente Olgas reicht nicht aus. Sie will daher das Opfer bringen — natürlich ohne daß Weyland es weiß — und Heyne heirathen, wenn er die Summe hergiebt. Aber er ist vorsichtig: erst muß er sehen, was es mit der Erfindung auf sich hat, an der der

Techniker im Hinterhause arbeitet, wo er sich einen Gußofen hergerichtet hat, in dessen Feuerschein auch die beiden letzten Akte spielen. Da begehrt die Liebende den Unfinn, ihre Hand dem greisen, halb blödsinnigen, aber reichen Hausbesitzer zu versprechen, der längst um sie buhlt. Doch inzwischen besinnt sich Heyne und da nun andererseits Olga auf Bertha eifersüchtig wird — sie glaubt, das Mädchen habe Weyland bethört — so heirathet sie doch zu guterlezt den Jugendfreund, der wie gesagt dem Erfinder jetzt zu helfen bereit ist. Bertha aber, die sich erst mit Ebert verlobt hatte, dann wieder entlobt wurde, nimmt ihn schließlich, da Weyland von ihr absolut nichts wissen will. . .

Erquickend ist das Alles nicht und auch nicht natürlich. Aber diese eigentliche Handlung ist ja ganz Nebensache: die Milieuzzeichnung, die Stimmungsmalerei, die Charakteristik, vor Allem die Eberts und des Provinzmädchens — während Olga nur stellenweise gelungen ist, Weyland ein langweiliger Schönredner und Heyne sich durch nichts von einem Schablonenmenschen unterscheidet — Das macht den Reiz der Dichtung aus, namentlich in den drei ersten Akten. . . Jedoch feine Seelenmalerei und getreue Alltagslebensschilderung sind offenbar nicht nach dem Geschmack des großen Publikums und da die Koterie der Modernen und ihre zumeist aus wenige Semester alten Studenten bestehende Clique wiederum von vornherein scharf ins Zeug ging, so gabs abermals Skandal: Trampeln, Zischen, Pfeifen sogar. Der Erfolg des Stücks war ein sehr umstrittener und sein Geschick gleich dem von „Florian Geyer“: es steht schon nicht mehr auf dem Spielplan. Vielleicht wird's zu einer Lebenswende auch für Halbe selbst und gelangt sein schönes Talent demnächst auf den richtigen Weg. Akte, wie der erste und zweite in „Lebenswende“, gehören zu den besten in der heutigen deutschen Bühnenliteratur überhaupt. Nur kann man ihren Reiz nicht wiedergeben — man muß sie sehen.

Auch von „L i e b e l e i“ läßt sich das sagen, dem dritten Schauspiel, das das Deutsche Theater in der letzten Woche auf die Bühne gebracht hat und in diesem Falle mit mehr Glück. Der Dichter, ein liebenswürdiger junger Wiener Arzt, Dr. A r t h u r S c h n i t z l e r, eroberte sich die Herzen der Berliner im Sturm.

Daß der geiſtreiche Feuilletoniſt und Sagnetendichter von Henri Murger und Alphonſe Daudet beeinflusst erſcheint, daß ſein Dreiakter Erinnerungen an „La vie de Bohème“ und „Sappho“ wachruft, das thut nichts, denn „Liebeleien“ iſt echtes Wiener Blut durch und durch. Erzählt iſt's bald, was das Stück bietet: Zwei junge Wiener Lebemänner, Theodor und Fritz, lernen wir kennen und ihre augenblicklichen Poſſaden, die feſche, luſtig und leichtfertig durchs Leben flatternde und ihre Liebhaber wie Tänzer wechselnde Modifiſtin Mizi und die ſchwermüthige Muſikantentochter Chriſtine, der es Ernst iſt mit ihrer Liebe zu Fritz. Und auch dieſer liebt, und liebelt nicht, zum erſten Mal in ſeinem Leben. Doch das Unglück ſchreitet ſchnell. Er hat auch gleichzeitig ein Verhältniß mit einer Dame von Welt. Der Gatte kommt dahinter und mitten in das tolle, luſtige Treiben der vier in dem reichen Junggeſellenheim Fritzens fällt ſeine Forderung, die er perſönlich überbringt. Im zweiten Akt werden wir in das Heim des alten reſignirten Muſikanten, zweiten Geigers in einem Vorſtadttheater, geführt. Eine ſaubere Dachwohnung voll Sonnenschein und mitten drin die bange Chriſtine mit der Angst um ihre Liebe, obgleich ſie vom Duell nichts weiß. Aber Fritz iſt ſo räthſelhaft und zum Rendezvous kam er nicht und eine alte Nachbarin ſtichelt und klatscht ſo häßlich und die Mizi lacht und ſcherzt ſo viel... Doch da kommt der Fritz... Endlich!.. Er kommt Abſchied nehmen, ohne daß ſie es merken darf... Dann geht er. Sie ſoll ihn nicht wiederſehn. Er fällt in Duell. In 3. Akt erfährt ſie es, erfährt gleichzeitig, daß er ſchon beerdigt iſt! Gleichgültige Verwandte, leicht vergessende Freunde konnten ihn zur Erde beſtatten, und ſie, und ſie, deren Lebensſonne er war, ſie durfte es nicht?... Da raſt ſie zur Thür hinaus und ſtürzt ſich aus der Dachluke in den Hof hinab...

Das iſt alles. Aber wieder, wie iſt das gemacht. Mit wieviel Geſchick und Geſchmack, mit wieviel Empfindung und Naturtreue. Wie lebensvoll ſind alle ſieben Perſonen, auch die epiſodiſchen. Und doch — was bietet nun der Dichter? Nachdem er mit lebenswürdiger Naivität und ſozusagen einem herzigen Cynismus zwei Akte hindurch ſolche „Verhältniſſe“ als reizvolles ſelbſtverſtändliches Surrogat des Männerlebens gezeichnet hat, läßt

er im dritten doppelten Tod aus ihnen erwachsen und wir wissen nicht, ist diese Wendung nur anekdotisch oder tendenziös zu nehmen. Wohl im ersten Sinne: wiederum nur einen „Lebensabschnitt“ wollte uns Schnitzler malen und weil er ihn liebenswürdiger, geschmackvoller, minder grell malte, als seine norddeutschen Gesinnungsbrüder, gefiel er auch der Masse besser, als diese . . .

\*     \*     \*

Nur im Fluge können noch einige andere interessante Erscheinungen aus dem Berliner Bühnenleben der letzten Wochen gestreift werden, verdienten sie auch mehr Worte, als ich ihnen hier widmen kann.

So Ernst von Wildenbruch's „König Heinrich,“ Tragödie in einem Vorspiel und fünf Akten. Der gewaltigste Stoff deutscher mittelalterlicher Geschichte ist's, den der reichstreue Dramatiker und königstreue Dichter hier vorgenommen hat. Einen Stoff, der auch ohne dichterische Bearbeitung und Ausgestaltung an und für sich schon von großer poetischer Kunstwirkung ist: Heinrich IV., Gregor VII., Kanossa! Ein gewaltiger Block und ihn künstlerisch auszunesteln — dazu gehört immerhin eine größere Kraft, als die Wildenbruchs. Wo sie im Augenblick zu finden wäre — ich sehe sie nicht. Vielleicht kam es dem Verfasser der „Quigow“ und von „Der neue Herr“ auch nur auf den Knall-Effekt an, der den Höhepunkt der Dichtung bildet, die stolzen Worte: „Ich bin der König und Treue zum König und König's Wille ist Deutschlands Gesetz. Ich frage nicht, ob Jude oder Christ — ich bin der König und Treue zum König ist Deutschlands Religion!“ Sie sind gewiß von aktueller Bedeutung, wenngleich sie Kaiser Heinrich IV. in den Mund gelegt werden. . .

Wie dem auch sei — wenn auch kein Meisterwerk der dramatischen Kunst, so doch ein effektvolles Theaterstück hat Herr v. Wildenbruch aus dem großen Stoffe gemacht und die Reihe kunstschöner und auch empfindungsvoller Bilder, die uns den herrlichen Kaiser von den Tagen seiner Kindheit bis zum Höhepunkt seiner Macht zeichnen und mit dem dichterisch antizipirten Tode Gregors schließen, sie geben bei aller Theatralik doch eine bessere Schilde-

derung der Zeit, als das naturalistische Gelärme des Hauptmannschen „Florian Geyer“. Die Tragödie ist das Zugstück des „Berliner Theaters“ geworden und daß sie es verdient, soll nicht bestritten werden.

Nur ein Kuriosum noch zum Schluß. Weil es der prächtige gemüthvolle F e d o r v. B o b e l t i k ist, der Dichter von „Ohne Geläut“, dem Schauspiel im Sudermannschen Stil, aber ohne Sudermannsche Phrase und Pose, das vor zwei Jahren im „Lesfing-Theater“ einen so berechtigten Erfolg erzielte. Er hat demselben Theater jetzt ein Lustspiel bescheert und es bedeutete eine Ueberraschung, weil es eine Enttäuschung brachte. Daß er Humorist ist, das wußten wir aus seinen Novellen und Skizzen. Nun schrieb er ein Lustspiel. Warum auch nicht. Aber „Der Thron seiner Väter“ geht um den eigentlichen Stoff herum, der darin lag, daß ein preussischer Gardeleutnant plötzlich auf den „Thron“ eines drei Quadratmeilen großen Duodezstaatchens berufen wird. Wie das auf ihn wirkt, ihn vorübergehend wandelt — fürwahr ein prächtiger echter Lustspielstoff. Aber was wir zu sehen und zu hören bekamen, das waren die allerbilligsten und allernächstliegenden Witze über Kleinstaaterei und daneben eine simple doppelte Heirathsgeschichte in der Schwankmanier der Moser und Schönthan und Kadelburg. Das echte Lustspiel höheren Stils blieb ungeschrieben. Schade!

Berlin, im Februar.

J. Norden.



#### Druckfehlerberichtigung.

In IV. Kunstbrief lies auf Seite 36, Z. 14 v. o. Kultus statt Kulman und auf Seite 38, Z. 11 v. o. Theorie statt Poésie.



## Litterarische Umschau.

---

Die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so allgemein verbreitete Sitte in ausführlichen Tagebüchern die täglichen Erlebnisse und Erfahrungen genau aufzuzeichnen, seine Fehler und Schwächen sorgfältig anzumerken und die moralischen Fortschritte des eigenen Ich ebenso wie die oft genug zu beklagenden Fehltritte peinlich abzuwägen, ist mit Recht längst aus der Mode gekommen. Die bei einer solchen Buchführung über die eigene Persönlichkeit stets unvermerkt sich einschleichende Selbstspiegelung, Selbsttäuschung und Selbstgefälligkeit wirken auf den Charakter der Schreibenden meist nur schädlich. Dagegen ist es eine alte wohlberechtigte Neigung ernster Geister ihre Lebenserfahrungen und ihre Gedanken über die mannigfaltigen Erscheinungen und Wechselfälle des Lebens in späteren Jahren aphoristisch aufzuzeichnen. In solchen geistreichen, anregenden, scharfsinnigen Reflexionen haben die Franzosen seit Pascal Vorzügliches geleistet und sind darin wahre Meister. Auch in Deutschland herrschte am Ende des XVIII. Jahrhunderts große Vorliebe für solche scharf zugespitzte, paradoxe Aphorismen. *Novalis* Fragmente sind das glänzendste Beispiel für diese Art schriftstellerischer Production. Den ganzen Reichthum seiner großen Lebens- und Weltserfahrung hat dann *Goethe* in seinen Sprüchen, Reflexionen und Maximen niedergelegt, deren Inhalt wahrhaft unerschöpflich ist. Hinter diesen fast alle Gebiete des Lebens, die Religion allein ausgenommen, berührenden Aussprüchen des großen Meisters stehen natürlich alle späteren Veröffentlichungen ähnlicher Art weit zurück. Aber auch nachher sind doch nicht wenige feine und tiefe

Gedanken aus den eigenen Erfahrungen von lebenskundigen Männern und Frauen aufgezeichnet worden. Und selbst in der Gegenwart, in der das innere Leben so verflacht ist und das Wesen und Treiben der Menschen immer mehr veräußerlicht, fehlt es erfreulicher Weise doch nicht an Persönlichkeiten, welche in die Tiefe des Lebens blicken und das, was sie erschaut, innerlich erlebt und erfahren haben, in mehr oder weniger zusammenhängender Form aussprechen. Dahin gehören z. B. die Aphorismen des pseudonymen L. Robert, der Frau Dora Duncker Gedanken und Erfahrungen über Ewiges und Alltägliches, die Schrift: Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers u. a. Ihnen reiht sich das jüngst erschienene Buch von Wilhelm Münch, Anmerkungen zum Text des Lebens\*) an. Der Text des Lebens ist für die meisten Menschen derselbe, aber viele bringen es zu keinem rechten Verständniß darin, andere kommen nicht über das Buchstabiren hinaus, viele endlich achten auf ihn gar nicht. Aber auch unter denen, welche sich mit Ernst und Eifer in ihn vertiefen, herrscht große Mannigfaltigkeit der Auffassung und des Verstehens, denn jeder liest in diesem Texte trotz allgemeiner Uebereinstimmung doch nach der Individualität Verschiedenes. W. Münch ist Provinzial-Schulrath in Coblenz und der Schulmann ist an manchen Stellen leicht zu erkennen; Gedanken, Beobachtungen und Reflexionen der mannigfachen Art sind es, welche er uns in seinem Buche bietet. Es ist ein feiner Beobachter, ein Mann von durchgebildetem Charakter und wahrhaft humanem Sinn, der aus diesen Blättern zu uns spricht, wir hören ihm gerne zu, auch wo wir anderer Ansicht sind als er. Für die charakteristischen Unterschiede der verschiedenen Nationen hat Münch einen scharfen und doch wohlwollenden Blick und die dunkeln Schattenseiten des Lebens der Gegenwart entgehen ihm nicht. Aber er ist nicht ein herber Kritiker und bitterer Moralist, sondern durchweg ein wohlwollender Warner und freundlicher Mahner, überall aber zeigt er einen auf das Ideale gerichteten Sinn. Münch hat viel beobachtet, viel erfahren, viel gedacht und die vorliegenden Anmerkungen sind gewiß nur ein Theil dessen, was er im Texte des Lebens gelesen. Daß nicht alles in dem Buch

\*) Berlin, H. Gaertners Verlagsbuchhandlung. 3 M.

von gleichem Werth ist, versteht sich von selbst; aber das Gute und Beherzigenswerthe überwiegt bei weitem. Auf das Einzelne näher einzugehen ist unmöglich, Sammlungen von Gedanken wie diese Anmerkungen wollen in Pausen gelesen und bedacht werden; mögen sie viele Leser finden.

Die Tage der Jubelfeier des großen Krieges von 1870 und 1871 sind nun vorüber; eine große Anzahl von mehr oder weniger werthvollen Festschriften haben den ganzen Krieg und die Aufrichtung des deutschen Reiches behandelt, andere die einzelnen hervorragenden Ereignisse dargestellt. Eine beachtenswerthe Ergänzung zu dieser Litteratur bildet das jüngst erschienene Buch: *Das Deutsche Reich 1871—1891*\*). Es ist eine ganz objective Zusammenstellung der Thatsachen, ohne hinzugefügte Urtheile und Reflexionen, gewissermaßen vom Standpunkt der Regierung aus; daß aber keine einseitige Verherrlichung des neuen Kurses darin beabsichtigt ist, lehrt die Widmung des Buches an den Fürsten Bismarck auf's deutlichste. Vorausgeschickt sind dem Ganzen die bekannten, für alle Zeit denkwürdigen 191 Kriegsdepeschen. Aus dem reichen Inhalt der letzten 25 Jahre sind natürlich nur die wichtigsten und zwar für die Folgezeit irgendwie bedeutsamen Ereignisse hervorgehoben und berichtet. Die ersten zehn Jahre bis 1881 werden kürzer, die späteren immer ausführlicher, am eingehendsten die letzten fünf Jahre seit dem Sturze des Fürsten Bismarck behandelt; dieser letzte Abschnitt ist die erste übersichtliche Darstellung der inneren und äußeren Politik des deutschen Reiches unter Kaiser Wilhelms II. eigener Leitung. Die Darstellung ist auch hier rein sachlich und sucht volle Objectivität zu bewahren, was bei der Berichterstattung über die vielen Verkehrtheiten des Caprivischen Regiments allerdings nur mit Mühe gelingt. Das Buch ist durch seine Sachlichkeit und Zuverlässigkeit zur Orientirung sehr geeignet und ein treffliches Hülfsmittel zum Nachschlagen; leider fehlt ein Register, das die Brauchbarkeit des Werkes wesentlich erhöht und vermehrt hätte.

Höchst interessante Einblicke in das geistige Leben und die sittlichen Anschauungen des deutschen Bauernstandes, vorzugsweise

\*) Berlin, H. von Decker's Verlag. 2 M.

in Mitteldeutschland, gewährt eine Schrift, welche unter dem unscheinbaren Titel: Zur bauerlichen Glaubens- und Sittenlehre von einem thüringischen Landpfarrer<sup>\*)</sup>, unlängst in dritter Auflage erschienen ist und die sorgfältigste Beachtung Aller verdient, die sich für die Erhaltung und das Gedeihen dieser wichtigsten Bevölkerungsklasse des Staates interessieren. Der Verfasser hat sich nicht genannt, es ist aber bekannt, daß Dr. Hermann Gebhardt, Pfarrer zu Molschleben in Thüringen der Autor des Buches ist; er schöpft seine Mittheilungen aus einer langjährigen Erfahrung und genauer Beobachtung und was er berichtet, hat Anspruch auf volle Zuverlässigkeit. Gebhardt meint selbst, der richtigere Titel des Buches würde sein: Glaube und Sitte auf dem Lande und darin hat er gewiß Recht, denn schon rein kulturgeschichtlich betrachtet bietet das Buch eine Fülle von wichtigem und lehrreichem Material. Des Verfassers Absicht ist freilich eine viel höhere, nämlich die Umwandlungen, den Wechsel in den religiösen und sittlichen Anschauungen und Lebensformen des Bauernstandes während der letzten zwei Menschenalter und die Rückwirkung dieser Veränderungen auf das Verhalten des Landvolkes zur Kirche darzulegen. Er behandelt seinen Stoff vom positiv kirchlichen Standpunkt aus, und von diesem allein war es möglich die Dinge richtig zu würdigen, aber milde und weitherzig. So ist z. B. vortrefflich, was er über die frühere Kirchlichkeit in den Gemeinden und die Ursachen des Verschwindens derselben in der Gegenwart sagt; er hebt die Vorzüge der früheren Zustände auf dem Lande nachdrücklich, oft wehmüthig hervor, verkennt aber auch die mancherlei Fortschritte und besseren Erscheinungen in der Gegenwart nicht. Da die Schrift ursprünglich zum Vortrage auf einer Konferenz von Amtsgenossen bestimmt war, so hat Gebhardt den Stoff in etwas eigenthümlich theologischer Weise nach den drei Glaubensartikeln gruppiert, wodurch dann die Hauptmasse derselben unter dem dritten behandelt wird; eine andere Eintheilung nach rein sachlichen Gesichtspunkten wäre wohl zweckmäßiger und für die Uebersichtlichkeit förderlicher gewesen. Doch die Hauptsache ist und bleibt der Inhalt und man freut sich immer wieder der reicher Be-

\*) Gotha, Gustav Schloßmann. 3 M. 50.

lehre, die das Buch bietet. Der Verfasser hat einen sehr feinen Sinn für das Volksthümliche und führt den Leser aufs lebendigste in den Gedankenkreis und die Anschauungsweise des Volkes ein, ihm liegt alle Schönfärberei gänzlich fern, er lächelt über die Salonbauern in den Dorfgeschichten, aber er hebt auch das Urwüchsigste, Kräftigste, in bestem Sinn Conservative in der Bauernnatur hervor. Man darf übrigens bei der Lectüre des trefflichen Buches nicht außer Acht lassen, daß es die Verhältnisse in einem bestimmten Gebiete Deutschlands sind, welche uns darin vorgeführt werden. Mögen auch einige Erscheinungen, wie die Ausbreitung des Unglaubens von den Städten auf die Dörfer, die Auflösung der Familienbände, die Steigerung der Unsittlichkeit überall gleich oder ähnlich sein, so sind die Zustände der Landbevölkerung in Pommern oder Ostpreußen von denen in Thüringen unzweifelhaft sehr verschieden und ebenso wieder die in der Rheinprovinz und Württemberg. Gebhardt kommt schließlich zu dem betrübenden Resultat, daß der Niedergang des kirchlichen Lebens auf dem Lande unverkennbar sei. Die Vorschläge, die er zur Abhülfe dieses Nothstandes macht, sind wohlbedacht, maßvoll und beherzigenswerth; am meisten erwartet er von einer ernstern, allgemein durchgeführten Kirchenzucht und der früher oder später sicherlich eintretenden Trennung der Kirche vom Staat. Gebhardts Schrift ist kein Buch für junge Mädchen und zartfühlende Seelen, aber ernstern Männern kann es nur aufs wärmste empfohlen werden, möge es namentlich von recht vielen unserer Pastoren gelesen werden. Zum Schluß können wir einen Wunsch nicht unterdrücken. Möchten sich doch erfahrene, unbefangene und mit scharfer Beobachtungsgabe ausgestattete Männer unter unserer Geistlichkeit finden, welche durch längere Amtsthätigkeit und Seelsorge mit den religiösen und sittlichen Anschauungen der lettischen und estnischen Landbevölkerung unserer Provinzen vertraut, sich an die Aufgabe machen eine ähnliche Zusammenstellung, wie Gebhardt es für Thüringen gethan, über unsern Bauernstand zu veranstalten und zu veröffentlichen. Solche Schriften würden nicht nur praktisch von nicht geringer Bedeutung, sondern auch kulturgeschichtlich von großem Werthe sein.

Die klassische Bildung, die Kenntniß des griechischen und römischen Alterthums wird, das läßt sich leider nicht verkennen, in

der Gegenwart immer mehr zurückgedrängt und die Beschäftigung mit den Geisteswerken der Alten nach der Gymnasialzeit wird in den Kreisen der Laien stets seltener; was vollends in der Tagespresse für grobe Unkenntniß in Bezug auf das klassische Alterthum hervortritt, ist geradezu erstaunlich. Anspielungen auf bekannte Verse und Sprüche der antiken Autoren, die früher sogleich verstanden wurden, bedürfen heute der Erklärung und Uebersetzung und die Bekanntschaft auch nur mit den Meisterwerken der griechischen und römischen Poesie ist außerhalb des engen Kreises der Fachgelehrten höchst gering; viele zählen sich heute zu den Gebildeten, die nie eine Tragoedie des Sophokles in der Uebersetzung, geschweige denn im Original gelesen haben. Den Ursachen des Niederganges der klassischen Bildung nachzugehen, würde uns hier zu weit führen. Die ganze gegenwärtig in der Litteratur herrschende Richtung, der rohe Naturalismus, das grobe Kopiren der gemeinen Wirklichkeit wären garnicht möglich, wenn unter den Gebildeten eine, wenn auch noch so dunkle Erinnerung an die in der antiken Litteratur unvergänglich fortlebende Welt der Schönheit vorhanden wäre. Es ist daher ein verdienstliches Unternehmen durch eine geschichtliche Darstellung der antiken Poesie und Litteratur überhaupt in gemeinverständlicher Form weiteren Kreisen wieder das Verständniß der herrlichen Werke des Alterthums zu vermitteln. Den ersten Versuch dieser Art hat in neuerer Zeit Jakob Mähly, der selbst Philologe den gewaltigen Stoff mit voller Sachkenntniß behandelt, gemacht. Da er aber die gesammte Litteratur der Griechen und Römer in zwei kleinen Bänden darstellt, so konnte er nur selten auf die einzelnen Werke der Schriftsteller näher eingehen und mußte sich oft mit Andeutungen begnügen; trotzdem ist sein Buch eine sehr empfehlenswerthe Lektüre. Gegenwärtig liegt ein neuer Versuch, mit engerer Begrenzung des Stoffes vor: E. K r o e r, G e s c h i c h t e d e r g r i e c h i s c h e n L i t t e r a t u r\*) von der bis jetzt der erste Band erschienen ist. Das Buch, von handlichem Format, ist äußerlich vortrefflich ausgestattet. Dieser erste Band reicht von den Anfängen der griechischen Poesie bis zur neuen Komödie. Das Werk, ganz populär gehalten, ist wohl dazu geeignet, des Griechischen

---

\*) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 2 M. 80.

unkundige gebildete Laien in den Tempel der hellenischen Dichtung einzuführen; daß Fachkenner dieses und jenes im Einzelnen auszusetzen haben und manches vermissen werden, kommt für den Zweck des Buches nicht viel in Betracht. Als einen wirklichen Mangel desselben betrachten wir es, daß nicht einleitungsweise eine Charakteristik des hellenischen Volkscharakters und namentlich der griechischen Sprache gegeben worden ist; auch eine kurze Uebersicht über das Wesen und die Beschaffenheit der griechischen Musik vermißt man sehr. Bei Homer ist ferner vom Epos und epischen Gedichten viel die Rede, ohne daß doch eine klare Begriffsbestimmung von beiden gegeben würde; es hätte gerade in diesem Kapitel das Wesen des Epos, wenn auch nur in Kürze, entwickelt werden sollen. Bei der Besprechung der Dramen der drei großen Tragiker wird oft mehr, als uns berechtigt erscheint, vom modernen Standpunkt aus geurtheilt. Aber mag man auch in verschiedenen Punkten und manchen Einzelheiten vom Verfasser abweichender Ansicht sein, das Buch verdient doch allen Gebildeten zur Lectüre warm empfohlen zu werden; wer es aufmerksam und mit rechtem Interesse liest, den wird daraus ein Hauch hellenischer Schönheit anwehen und berühren. Die Inhaltsübersichten der epischen Gedichte und der Dramen sind ja zur Bekanntmachung mit dem Gegenstande ganz zweckmäßig, aber sie können nur zu leicht die Vorstellung erwecken, daß man dadurch hinlänglich mit den Dichtungen bekannt geworden sei und sie selbst nicht mehr zu lesen braucht. Das wäre aber ein großer und gefährlicher Irrthum, denn erst durch die dichterische Behandlung wird der poetische Stoff zum Gedicht. Die rechte Wirkung einer Litteraturgeschichte soll die sein, daß der Leser durch sie angeregt wird sich mit den Dichtungen selbst bekannt zu machen. Bei den Werken der Alten wird der der Sprache nichtkundige Laie zu Uebersetzungen greifen; leider sind nicht wenige von diesen so schwerfällig und hart, daß sie eher abschrecken als anziehen. Namentlich die Nachbildung der kunstvollen Choralieder bereitet den Uebersetzern unüberwindliche Schwierigkeiten, da die Wiedergabe der Versmaße im Deutschen unmöglich ist und nur zu unnatürlichen Wortbildungen und ungewöhnlichen Wortformen führt. Der Versuch die griechischen Dramen in modernisirter Form zu übertragen, namentlich die

Chorlieder in ganz freien gereimten Strophen wiederzugeben, wie ihn Gravenhorst, D. Marbach, L. Klug und andere gemacht haben, bringt die Dramen dem modernen Sinn allerdings viel näher, beeinträchtigt aber den Charakter der antiken Werke doch gar zu sehr. Eine soeben erschienene neue Uebersetzung der Tragödien des Sophokles von Oskar Hubatsch\*) schlägt einen Mittelweg ein. Hubatsch hat den griechischen Trimeter mit dem uns geläufigen fünffüßigen Jambus vertauscht und wendet in den Chorgesängen außer Daktylen und Anapaesten nur Jamben und Trochäen statt der im Deutschen kaum oder garnicht wiederzugebenden schwierigen Versmaße an. Der fünffüßige Jambus bringt den Dialog uns allerdings näher und macht ihn weniger feierlich als der Trimeter es für uns thut; aber manchmal scheint uns in der Uebersetzung dadurch doch viel von der Würde und Hoheit des Originals verloren zu gehen, so z. B. in dem berühmten Monolog des Ajax. In der Uebertragung der Chorlieder hat Hubatsch sehr Anerkennenswerthes geleistet; wer freilich das Original kennt, dem wird die Uebersetzung doch nicht immer ganz genügen, so z. B. die des wundervollen dritten Chorgesanges von den ungeschriebenen Gesetzen im König Oedipus. Aber wir wollen nicht ungerecht sein; eine Uebersetzung, die ebenso treu wie gut deutsch und zugleich wahrhaft poetisch ist, wird es kaum jemals geben. Hubatsch Uebertragung hat große Vorzüge vor allen bisherigen Verdeutschungen des Sophokles. Knappe, aber genügende Einleitungen zu jedem Drama sowie kurze Anmerkungen erleichtern das Verständniß. Wir wünschen Hubatsch Arbeit weite Verbreitung.

Unter dem originellen Titel: Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute\*\*) ist kürzlich eine ganz eigenartige Gedichtsammlung in dritter vermehrter Auflage erschienen. Der Herausgeber ist der durch seine Schrift: Allerlei Sprachdummheiten in weiten Kreisen bekannt gewordene Dr. Gustav Wustmann, der strenge Wächter deutscher Sprachrichtigkeit und Sprachreinheit. Der Zweck des Buches ist die zur Zeit der Großväter und Väter

\*) Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen u. Klasing. 4 M.

\*\*) Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow, geb. 6 M. 50 Pf.

der jetzt lebenden Generation bekannten und beliebten Fabeln, Erzählungen, Lieder und Opernarien in einer vollständigen Sammlung der Gegenwart wieder in Erinnerung zu bringen. In einem stattlichen Bande hat man hier nun alle jene Gedichte beisammen, deren nicht wenige einem noch aus der eigenen Jugendzeit wohl bekannt sind, da fehlt weder „Johann der muntere Seifensieder“ noch „der grüne Esel“, weder „der kleine Töffel“, noch „die zwei Hunde“, weder „die Tabakspfeife“ noch „Unten und oben“. Die alten Lieder „Komm, lieber Mai“, „Wer wollte sich mit Grillen plagen“, „Guter Mond, du gehst so stille“, „Als ich noch im Flügelkleide“, „Willkommen, o seliger Abend“ und so viele andere finden sich alle hier; Dr. Eisenbart fehlt ebenso wenig wie „Es kann ja nicht immer so bleiben“ oder „Wir winden dir den Jungfernkranz“. Nicht ohne ein Gefühl der Nührung vergegenwärtigt man sich beim Lesen und Durchblättern des Buches die Freude und das Behagen, das Großvater und Großmutter einst an diesen einfachen Liedern und Fabeln gehabt haben; wie fern liegt die Stimmung, aus der sie hervorgegangen sind und in der sie frohen und traurigen Wiederhall fanden, uns Heutigen! Wie einfach und, von äußern Ereignissen unberührt, wie behaglich und jeder Empfindung freien Spielraum gewährend war doch das deutsche Leben bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein, wie naiv gab man sich dem frohen Gefühle des Daseins hin und wie überschwänglich war man in der Trauer und im Schmerz! Natur, Liebe, Freundschaft, Wein, Streben nach allgemeiner Menschenbeglückung — das sind die bewegenden Mächte, die ausschließlichen Interessen der Menschen jener Zeit. Beim Versenken in die Gedichte dieser Sammlung überkommt einen manchmal die Sehnsucht aus der Zerrissenheit, dem Parteihader, den wilden Interessenkämpfen, dem Materialismus des Lebens in der Gegenwart sich hinauszuschlüchten in die glücklichen Tage jener Großvaterzeit, die uns wie das Paradies der Kindheit erscheint, und man vergißt momentan die dunklen Schatten, die auch auf jener Zeit lasteten. Seit der Zeit Napoleonischen Druckes wird der Ton etwas anders, Vaterland und Freiheit gewinnen auch einen Raum im Bewußtsein der Menschen, aber im Ganzen bleibt die alte Gemüthlichkeit und dauert in den Kreisen des Mittelstandes neben den neuen starken

Strömungen bis 1840 fort. Der eigentliche Zweck der vorliegenden Sammlung ist nicht der aesthetische, sondern der kulturgeschichtliche und litterärhistorische, das darf man bei der Lectüre nie aus den Augen lassen, der Herausgeber hat die Gedichte stets in ihrem ältesten und zuverlässigsten Texte gegeben und Anmerkungen hinzugefügt, die litterarische und biographische Notizen enthalten. Daß trotz des Reichthums der Sammlung man doch dieses oder jenes Gedicht vermißt, wird keinen Sachkundigen wundern, so fehlt z. B. „Weint, ach weint, ihr süßen Herrchen“ ebenso wie „Schön ist's unter freiem Himmel“, auch Boyens einst viel gesungenes Lied „Des Preußen Losung ist die Drei“ vermissen wir ungern. Daß diese Sammlung schon drei Auflagen erlebt hat, kann nur mit Genugthuung erfüllen und beweist, daß in nicht wenigen Kreisen doch noch etwas von dem Geist und Sinn der alten Zeit fortlebt. Die Ausstattung des Buches ist so vorzüglich, wie man sie von der Verlagsbuchhandlung erwartet. Möge es zu den alten noch viele neue Leser gewinnen, das wünschen wir von Herzen.

Während in Scandinavien, namentlich in Norwegen, der moderne Naturalismus seine üppigsten Blüthen treibt und immer neue Autoren und Werke hervortreten, die sich in unnatürlicher Verzerrung der menschlichen Natur, in der Schilderung des Widerwärtigen und Häßlichen überbieten, hält sich Dänemark freier von diesen Auswüchsen einer verderbten und entarteten Kultur. Zwar fehlt es auch da nicht an eifrigen Verkündigern des modernen Evangeliums, daß das Häßliche und Unsittliche der eigentliche Gegenstand der Poesie sei, aber ihnen stehen Männer gegenüber, die in ihren Werken das Schöne und das Ideale zur Darstellung bringen. Zu ihnen gehört ganz besonders Professor Henrik Scharling in Kopenhagen, der unter dem Namen Nikolai schreibt und dessen Erzählungen bei seinen Landsleuten mit Recht lebhafteste Anerkennung gefunden haben. Die prächtige, an echter Komik reiche, von lebenswürdigem Humor erfüllte Erzählung: „Zur Neujahrszeit im Pastorat von Nöbbøbo“ und noch mehr das reizende Buch: „Meine Frau und ich“, dessen einfach naive Charaktere mit feiner Anmuth gezeichnet sind und das von einem köstlichen Humor durchweht ist, haben, ins Deutsche übersetzt, weithin Anklang und freundliche Auf-

nahme gefunden. Zu ihnen gesellt sich nun die deutsche Uebersetzung eines allerdings schon vor längerer Zeit von Henrik Scharling verfaßten dritten Buches: *Uffe Hjälm und Palle Löwes Thaten. Autorisierte freie Uebersetzung aus dem Dänischen von P. J. Willagen\**). Es wird darin die Entwicklung zweier in demselben Hause wohnender Jünglinge von ganz verschiedenem Charakteren geschildert. Der eine, Uffe Hjälm, der Sohn eines mit der Zeit, mit seinem Volke und allen Menschen zerfallenen, in seiner Familie despotischen Obersten, ist ein dumpf dahinbrütender, schwerfällig, nie den Ausdruck für seine Gedanken findender Junge, der sich von Allen hin und her schieben läßt, während der andere Palle Löwe, der Sohn eines Großhändlers, redefertig, gewandt, früh entwickelt, in seiner Familie vergöttert, allgemein beliebt, ein eifriger Politiker und ein begeisterter Anhänger der Freiheit ist. Diese beiden so verschieden gearteten Naturen sind von Kindheit an gute Freunde und Uffe steht natürlich fortwährend unter Palle's Einfluß. Sehr schön ist die Schilderung, wie durch die Liebe zur schönen Inez zuerst eine Wandlung in Uffes schlaffem träge sich dahinschleppendem Wesen eintritt, seine Neigung endet mit bitterer Enttäuschung, das bestimmt ihn als Freiwilliger am Kampf gegen Schleswig-Holstein theilzunehmen. Im Krieg erwacht nun das bis dahin schlummernde geistige Leben in ihm vollständig, er findet endlich sich selbst und vollbringt heldenhafte Thaten. Diese Charakterentwicklung ist ganz im Geiste des alten Nordens, ja sie ist urgermanisch, wo die jungen Helden auch dumpf dahinleben, bis der Kampf ihre Seele erweckt. Palle geht auch als Freiwilliger in den Krieg, erweist sich aber natürlich als jämmerlicher Poltron. Die Darstellung ist etwas breit, wenn auch nicht ermüdend, an Humor fehlt es auch in diesem Buche nicht, doch tritt er hier mehr zurück. Die meisten der auftretenden Personen sind vortrefflich gezeichnet, so besonders Tante Malene, Kapitän Koslin, der Großhändler Löwe u. a. Trotz allem Schönen, das es enthält, macht dieses Buch auf nichtdänische Leser doch nicht den rein befriedigenden Eindruck wie die früheren. Der Verfasser wendet

\*) Bremen, Verlag von W. Heinsius Nachfolger. 6 M.

sich darin sehr entschieden gegen die Kopenhagener Demokratie und ihre liberalen Phrasen und andererseits betrachtet er die Erhebung Schleswig-Holsteins und den gegen die Herzogthümer geführten Krieg selbstverständlich ganz vom dänischen Standpunkt; die Gegner siegen immer nur durch ihre große Mehrzahl und die Dänen sind ihnen an Tapferkeit weit überlegen. Deutsche Leser werden das dem Verfasser zu gute halten, da seine Landsleute sich damals, 1847—1850, und ebenso 1864 wirklich tapfer geschlagen haben, aber besonderes Vergnügen können ihnen diese Schilderungen natürlich nicht bereiten, ebenso wenig wie die Karikirung der Schleswig-Holsteinischen Freischärler. In Dänemark muß, beiläufig bemerkt, das Avancement ein viel rascheres und leichteres sein als anderswo, denn Uffe, der im Frühling 1848 als Freiwilliger in das Heer eintritt, kehrt 1851 als General nach Kopenhagen zurück. Im Uebrigen gewährt auch diese Erzählung Scharlings vielen Genuß, besonders durch die psychologische Feinheit der Charakterentwicklung.

Eine eigenthümliche litterarische Erscheinung ist Phalaena, Die Leiden eines Buches von Karl Weibrecht\*). Phalaena, d. h. Nachtfalter ist der Titel der letzten Gedichtsammlung von Paul Wickram, einem Manne, der allen Druck und alle Noth des Lebens zur Genüge erfahren hat und im Alter völlig vereinsamt ist. Ein Exemplar dieser Gedichtsammlung kommt nun auch in den Buchladen der Stadt, wo Wickram lebt. Es wird an verschiedene Kunden zur Ansicht verschickt, kehrt aber in Folge der verschiedenartigsten ungünstigen Umstände immer wieder zum Buchhändler zurück. Wie es dazu kommt, wird in einer Reihe novellistischer Schilderungen erzählt. Zuletzt findet der alte Dichter in der Tochter einer Jugendgeliebten doch eine verständnißvolle Freundin und Verehrerin seiner Muse und zugleich einen Trost in seinen alten Tagen. Mit seinem Hinscheiden schließt das Buch. Es waltet darin ein schalkhafter echt schwäbischer Humor, auch an ergöglichen Persönlichkeiten fehlt es nicht, der ernste Grundgedanke des Ganzen tritt dadurch nur heller ins Licht. Man freut sich heutzutage immer, wenn man einem idealgerichteten

\*) Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz u. Co. 2 M. 50.

Schriftsteller begegnet. Das anspruchslose Büchlein hat sich schon manche Freunde erworben, wie die vorliegende zweite Auflage beweist; mögen ihr noch weitere folgen. H. D.

\*           \*           \*

Bei der Redaktion der „Balt. Mon.“ sind ferner nachstehende Schriften zur Besprechung eingegangen:

Steffen, Gustav F. In der Fünfmillionenstadt. Kulturbilder aus dem heutigen England. Aus dem Schwedischen übersetzt von D. Meyher. (Leipzig, Peter Hobbing. 1895.)

Turquan, Joseph. Die Generalin Bonaparte. Uebersetzen u. bearbeitet von Oskar Marschall v. Bieberstein. 4. Aufl. (Leipzig, Schmidt u. Günther. 1896.)

Hellgren, Olof. Aus den Memoiren eines Laubfrosches. (Glarus und Leipzig, Babette Vogel. 1896.)

Nuland, Wilhelm. Riviera. (Ebenselbst.)



PL 5143, 0

Дозволено цензурою. Рига, 4 Марта 1896 г. — Buchdruckerei F. Nauck, Riga.

—  
Herausgeber und Redakteur: Arnold v. Fideböhle.